

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339731](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339731)

bei Genappe gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig.

- 1) Weill. Carl Ludwig Friedrich, Großherzog, geb. den 8 Juni 1786, gest. den 8 Dez. 1818 zu Rastatt. — Höchste Gemahlin und noch lebende Wittwe: Stephanie Louise Adrienne, Großherzogin, geb. den 28 Aug. 1789, verm. den 7 April 1806. Dame des kais. brasilianischen Südkreuz-Ordens.

#### Kinder:

- 1) Louise Amalie Stephanie, geb. den 5 Juni 1811,

verm. am 9 Novbr. 1830 mit dem Prinzen Ernst von Wisa.

- 2) Josephine Friedrike Louise, geb. den 21 Okt. 1813, verm. den 21 Okt. 1834 mit Carl Anton, Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7 Sept. 1811.

- 3) Marie Amal. Elisabeth Carol., geb. den 11 Okt. 1817.

- 4) Weill. Wilhelmine Louise, geb. den 10 Sept. 1788, gest. den 26 Jan. 1836, des St. Catharinen-Ordens Dame, vermählt mit Ludwig, Erbgroßherzog zu Hessen, den 19 Juni 1804.

## Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Der Wanderer zum neuen Jahre.

Kalender sind einjährige Pflanzen, die gegen den Herbst hin aus dem Boden schießen, im Winter blühen und dann wieder abnehmen; denn obgleich sie erst von Neujahr an dienen und bis auf den Sylvesterabend dauern sollen, so ist ihre rechte Blüthezeit doch nur im Winter; da sieht man sie gern, langt sie wiederholt von der Wand herunter und freut sich ihrer, wenn etwas Erfreuliches darin ist. Kommt der Frühling, so verringert sich der Werth; wer nicht etwa nach dem Datum, oder nach den Festtagen, oder nach dem Mondlaufe sehen will, der läßt sie liegen, die Räthsel sind errathen, die Geschichten gelesen. — Auch der Wanderer macht alle Jahr solch ein Menschenleben durch. Er ist jung jedes Jahr und ein Kind; da hat man ihn gern und betrachtet das Kind, und zeigt's allen Nachbarn, Vettern und Basen, und spricht davon, was aus dem Kinde werden will. Mit dem 1. Januar tritt der Wanderer als Mann in's Geschäftsleben ein, wird aber nun alle Tage um einen Tag älter, und kaum ist die Hälfte des Jahres herum, so wird über dem jungen, der zum Vorschein kommt, der alte vergessen. Doch nein, — der Wanderer will nicht undankbar sein; so gern er auf allen bleibenden Ruhm auch verzichtet und sich freut, wenn er nur ein halbes Jahr lang freundlich willkommen ist: so freut's ihn dennoch, daß er mit jedem neuen Jahre es immer mehr erfährt, wie er mit der Jahreszahl seiner Geburt nicht auch die seines Todes zugleich an der Stirn trägt, sondern seinen geneigten Lesern noch lange lieb und werth bleibt. Und da kann er's dann nicht unterlassen, diesen, die der Liebe so viel ihm erweisen, abermals freundlichst zu danken. Getrost tritt deshalb der Wanderer auf's Neue seine Wanderung durch Stadt

und Land an, und will auch in dem neuen Jahre ein treuer und zuverlässiger Bote sein, damit die Freundschaft zwischen ihm und dem Leser immer fester werde. Sollte der geneigte Leser nun fragen, was denn der Wanderer dieses Mal in seinem Ränzchen trägt, so lautet die Antwort wie früher: Altes und Neues, Eigenes und Fremdes, vor Allem aber mancherlei Gutes und Nützliches; möge der Leser nur selber nachsehen, und dann, so er hier und da etwas wie ein kleines Goldförmlein fände, selbes nicht verschmähen.

Zum Schlusse hat der Wanderer noch einen Wunsch: Möge der Herr, lieber Leser, in dem neuen Jahre mit dir sein, und mit deinem Hause und den Werken deiner Hände, und mögest du auch ferner freundlich gedenken

deines Wanderers.

## Eine Geschichte aus Nordamerika.

Viele, ich möchte mit herzlichem Mitleide sagen, zu Viele, erblicken jetzt in Amerika allein ihr Heil. Es ist das Land ihrer Wünsche, ihrer Hoffnungen, ihrer Träume. Sie verlassen ohne großen Schmerz ihr Vaterland, weil eine trügerische Hoffnung jenseits des ungetreuen Meeres Ausichten eröffnet, die, glaubt es mir, liebe Leser, unmöglich alle erfüllt werden können. Nichts aber ist schlimmer, als zu späte Reue! Denen, die schon den Gedanken haben, nach Amerika zu gehen, ist's umsonst, zu predigen. Das sitzt im Fleisch so tief, daß es auch der beste Rath nicht mehr herausbringt und die heilige Schrift umsonst predigt: „Weibe im Lande und nähere dich redlich;“ aber den Andern ist noch zur Zeit eine Warnung beizubringen.



Daß in Amerika nicht lauter goldene Berge sind, das sagt uns der schlichte Menschenverstand; denn wir wissen aus Gottes Wort, daß die Erde überall des Herrn ist, und Er also auch in seiner Gnade und Weisheit überall Licht und Schatten, Angenehmes und Unangenehmes verbunden hat, wie im Menschenleben Leid und Freude. Dabei hat der gute Menschenvater überall die weise Absicht, uns daran zu erinnern, daß unsere Heimath droben ist, wo Christus ist. Da möchte man denn doch fragen, ob es recht wäre, daß in einem Lande Alles gut, in andern Alles schlecht wäre, das heißt, so weit es Gottes Werk ist; — denn wir wissen, daß es in dem, was des Menschen ist, überall menschelt!

Wach' mir Keiner meinen Gaul scheu mit dem Amerika! Dort ist auch nicht Alles Gold, was glänzt, wie hier auch, und — die gänzlich andern Verhältnisse rufen auch besondere Zustände hervor, wie wir sie hier weder kennen, noch erleben.

Das hat einmal ein Ehepaar erfahren, dessen Geschichte ein sehr glaubwürdiger Reisender erzählt, der Gerstäcker heißt, damit Ihr's gleich wißt, und es ist keine Fabel, sondern eine durchaus wahre Geschichte.

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Mann aus dem Missourigebiete in Amerika, und zwar ein geborner Amerikaner, einen Jagdzug mit andern Kameraden gemacht. Da entdeckte er an einer Stelle im Gebirge ein Bleisilberlager von solchem Reichthume, daß die Bearbeitung der Mine ihn bald reich zu machen versprach. Klug wie ein Amerikaner, bezeichnete er sich die Stelle genau; schwieg gegen seine Kameraden von seinem Funde, und kehrte glücklich heim, wo er seiner Frau seine Entdeckung mittheilte.

Ein Amerikaner wechselt seinen Wohnort, wie wir das Wamms, und fragt nicht darnach. Daß die Mine etwa 50 Meilen von seinem Wohnorte, und etwa 40 Meilen von jeder andern menschlichen Wohnung entfernt lag, das kümmerte ihn keine Minute. Sein Entschluß reifte rasch zur Ausführung. Da er augenblicklich keinen Käufer fand, so verließ er seine Farm, wie die Amerikaner eine Wohnstätte mit dazu gehörigem Feldgute heißen, und zog mit seiner jungen Frau und seinen Kindern dem Orte zu, wo er sein Glück zu gründen hoffte. Das nothwendigste Geräthe nebst Lebensmitteln packte er auf ein Pferd, seine Frau nebst zwei kleinen Kindern auf ein anderes,

und er selbst wanderte, mit der Flinte auf der Schulter, nebenher.

Da das jüngste Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, so mußten sie langsam reisen, und am Abend suchten sie ein Obdach in einer verlassenen Hütte, die am Ufer eines Flusses lag. Schnell bereitete man das Bett in einer Ecke, holte das Kochgeschirr hervor und machte ein Feuer an. Diese Blockhäuser sind die allerrohesten Wohnstätten, und diese, längst von ihren Bewohnern verlassen, war keineswegs wetterdicht, vielmehr drang, da es zu regnen und zu stürmen begann, das Wetter bald durch die Fugen, indessen, es war doch ein Obdach. Der Rauch quälte zwar, aber er war auch ein Schuzmittel gegen arge Gäste, nämlich gegen die Moskito's, eine Art blutsaugender Schnaken, die in den milderen Strichen des westlichen Amerika's eine entsetzliche Plage sind, weil sie durch ihre giftigen Stiche den Körper des Menschen so zernichten, daß er am Morgen voller brennender Beulen ist. Sie sind in solcher Menge vorhanden und so blutigierig, daß man sich kaum vor ihnen erhalten kann, und die Beulen schmerzen und brennen unausstehlich oft noch Tage lang nachher. Die Reisenden waren müde. Da schläfst's sich überall gut, hier zu Lande, wie in Amerika, und bald schliefen sie fest!

Indessen wurde der Säugling wach und schrie heftig. Vergebens versuchte die Mutter ihn zu beruhigen. Endlich sagte sie zu ihrem Mann:

„Ich wollte, du reichtest mir einen Becher Wassers, das Kind will trinken, und ich selber habe unerträglichen Durst.“

„Gut,“ sagte der Mann; „habe mir so lange Geduld, bis ich das Feuer ein wenig angeblasen und einen Span angesteckt habe, damit ich die Quelle finde.“

Damit stand er auf und tappete dem Kamine oder Heerde zu. Mötzlich aber stieß er einen Schrei aus und sprang in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

„Um Gottes willen, was ist dir?“ fragte die Frau erschrocken.

„Nichts,“ stöhnte der Mann, „ich — ich trat nur auf Etwas!“

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen,“ sagte die Frau darauf, und richtete sich vom Lager auf.

„Halt! Um Gottes willen nicht!“ rief ihr der Mann zu. „Um deiner selbst und unserer Kinder willen, rühre dich nicht von der Stelle, bis es helle ist.“



In wahrer Todesangst dringt nun die arme Frau in ihn, daß er ihr sage, was ihm begegnet sei, da sagt er endlich: „Es sind Schlangen im Zimmer, und ich habe auf eine getreten.“

Mit Entsetzen fragte das bebende Weib: „Bist du gebissen?“

„Ich glaube nicht“, antwortete der Mann. „Es sprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt. Bleibe ruhig liegen, und halte die Kinder still.“

„O mein Gott“, jammerte das arme Weib, „wenn es doch nur Tag wäre! Die Angst wird mich tödten! Halte dich nur ruhig!“

„Gib nur auf dich und die Kinder Acht“, sagte er, „ich will mich schon ruhig halten.“

Lange noch wachte die Frau, betete und lauschte angstvoll der geringsten Bewegung im Zimmer; endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da sich auch das Kind wieder beruhigt hatte, schlief sie endlich, ohne es zu wollen, wieder ein. Lange und schwere Träume quälten sie, und mit einem Angstrufe wachte sie plötzlich auf und fuhr empor.

Es war heller Tag; die Sonne schien durch die breiten Spalten der schlechtverwahrten Wand der Hütte; die Kinder schlummerten süß an ihrer Seite; der Gatte lag an der entgegengesetzten Wand regungslos, und keine Spur der gefährlichen Schlangen war mehr zu entdecken. Der Morgen hatte sie in ihre Schlupfwinkel zurückgeschickt.

Schnell stand nun die junge Frau auf, warf ihr Kleid über und trat zu dem Vater ihrer Kinder, um auch ihn zu ermuntern, je eher, je lieber einen so gefährlichen Ort zu verlassen.

Kaum aber hatte sie seine Schulter berührt, ihm in das Gesicht geschaut, als sie mit einem fürchterlichen Schrei zurückfuhr und mit beiden Händen, verzweifeln, ihr Antlitz bedeckte.

Eine Leiche lag vor ihr mit weit geöffneten, glasartigen Augen, die Glieder waren starr, aber ungeheuer angeschwollen. Alles zeigte an, daß ihn die giftigen Schlangen, an denen das Land reich ist, gebissen hatten und er in Folge des Giftes schnell gestorben war; aber seinen Kampf kämpfen wollte, ohne Weib und Kinder zu wecken, welche dann nothwendig auch den Bissen der giftigen Thiere hätten erliegen müssen. Das ganze Gewicht ihres Unglücks fiel auf das Herz des armen Weibes. Sie erkannte, wie er die Schmerzen dieses entsetzlichen Todes ihrer willen so stille erduldet; sie fühlte ihr ganzliches Verlassen sein in dieser menschenleeren Gegend, mit zwei hilflosen Kindern; sie allein, ein armes,

schwaches, gramgebeugtes Weib, ihre Beschützerin. Wo die Bleimine war, wußte sie nicht. Der Rückweg war weit, und sie hatte, auf ihren Mann sich verlassend, weniger auf den Weg geachtet, als sie es sonst würde gethan haben.

Jammern sank sie an dem leblosen Körper des treuen Gatten nieder, und versuchte Alles, was in ihren Kräften stand, ihn wieder zu beleben; allein sie sah bald ein, daß Alles fruchtlos bleiben mußte, weil der entsetzliche Gifttod seine Beute nicht zurück gab. Sie warf sich auf das Bett und jammerte laut. Die Kinder, durch die lauten Klagen der sonst so freundlichen Mutter geängstigt, weinten trostlos, und klammerten sich hilflos an ihre Beschützerin. Das gab dieser die ganze Kraft, ihre ganze Seelenstärke wieder. Sie blickte hinaus zu Dem, der der Wittwen und Waisen Schutz und Vater ist, und betete laut und inbrünstig um Weistand und Hilfe.

Wer beten kann, darf nicht verzagen. Er hat schon die rechte Quelle der Hilfe gefunden, und im Glauben richtet sich der gebeugte Mensch auf. So auch die arme Wittwe und Mutter.

Hinweg von dieser Stätte des Schreckens und Jammers zu eilen, war das Erste, was ihr in den Sinn kam; denn daß die Schlangen wiederkehrten, war außer Zweifel; aber eine heilige, und ach! die schwerste Pflicht rief ihr zu: Willst du deinen Gatten unbeerdigt lassen?

Das Gebet hatte sie gestärkt. Sie konnte ruhig Alles überlegen. Zuerst bereitete sie ihren Kindern ein Frühstück, dann ergriff sie Hacke und Spaten, und ging mit blutendem Herzen an das schwerste Werk ihres Lebens. Nicht weit von der unglückseligen Hütte, zur Seite des murmelnden Baches, grub sie dem geliebten Gatten das Grab. Und als sie es unter heißen Thränen gegraben, trug sie den schweren Leichnam hinaus und legte ihn sanft in das einsame Grab, stellte einige vorhandene alte Bretter über den Leichnam, und wollte eben ihn mit Rasen und Erde bedecken, als das älteste Kind, ein Mädchen von vier Jahren, sie weinend bat, sie möge doch keine Erde auf den lieben Vater schütten. Da wollte das schwere gepreßte Herz des armen Weibes noch einmal vor heftigem Schmerz brechen. Sie drückte laut schluchzend das Kind an ihr Herz, gab sich ihrem Gefühle noch einmal ganz hin; — dann aber ermannte sie sich, brachte liebevoll das Kind zu seinem Schwesterchen und beendete schnell ihre traurige Arbeit, kniete dann betend



nieder, benezte den Hügel mit ihren Thränen und erhob sich.

Nun galt es aber den Muth eines Helden, das Göttervertrauen eines ächten Gläubigen, die Kraft und die Umsicht eines Mannes. Wunderbar war die Hilfe Gottes! O, das Gotteswort lügt nimmer! Es sagt ja: Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Sie überwand das Grausen, welches sie auf der schrecklichen Stätte ihres Unglücks ergriff, und ordnete Alles, so gut es ging. Was sie nicht brauchte, legte sie in das Innere der Hütte, schloß dann, nachdem sie das, was sie mitnehmen mußte, herausgetragen, die Thür der Hütte und sattelte die Pferde wieder, bezahnd sie mit Lebensmitteln für mehrere Tage und andern nothwendigen Bedürfnissen, nahm dann ihres Mannes Flinte, Kugeltasche, Pulverhorn und Messer, stieg auf das treue Thier, das sie hierher getragen, hob auf einem umgesunkenen Baumstamme ihre Kinder zu sich, nahm weinend von dem Grabe, das ihres Gatten irdisches Theil umschloß, Abschied, und ritt in Gottes Namen in die menschenleere Wildniß hinein. Sie verließ sich hierbei zunächst auf den natürlichen Scharfsinn des Pferdes, da sie selbst den Weg nicht kannte; allein da war die arme Frau verlassen. Wie sie den Jügel locker werden ließ, begannen die Thiere zu weiden.

Es blieb ihr also nichts übrig, als auf gut Glück die Thiere zu leiten. Natürlich ging der Weg sehr langsam; denn sie mußte ja auf die Kinder, das Gepäck, die Pferde und den Weg zugleich achten. Und im Herzen nagte der Schmerz! — Armes Weib! Nirgends Menschen! Ueberall undurchdringliche Wildniß!

Gegen Mittag umwölkte sich der Himmel; damit verlor sie das Mittel, sich nach dem Stande der Sonne zurecht zu finden.

Endlich nahte der Abend. Am Fuße eines Hügelns und nahe bei einer klaren Quelle schlug sie ihr Nachtquartier unter Gottes freiem Himmel auf.

Ach, wie mochte es ihr sein in ihrer Verlassenheit ohne des lieben Mannes Schutz, der so treu für sie gesorgt bisher?

Sie lud ihre Flinte und setzte sich neben das Feuer. Wölfe heulten schrecklich um sie herum. Eine Eule krächzte entsetzlich. Noch andere wilde Thiere ließen den Ruf des Hungers hören. Die Kinder schrieken vor Angst. Ihr eigenes Herz bebte in diesen Schrecknissen der Wildniß; aber sie beruhigte die Kleinen, schürte ihr Feuer und

saß daneben, die Flinte im Arm und die Hände zum Gebete gefaltet, horchend auf jedes Geräusch. Erst gegen Morgen fielen ihr die Augen, müde von Weinen und Anstrengungen, zu, aber die ersten Strahlen der Sonne, welche sie trafen, weckten sie auch wieder.

Das Entsetzlichste für sie war, daß sie sich nicht mehr verhehlen konnte, daß sie sich vom rechten Weg verirrt hatte, und leider hatte sie nur für zwei Tage Lebensmittel bei sich. Am Abend des zweiten Tages hatte sie nur noch wenige Brodkrumen für sich übrig, als sie ihre Kinder gesättigt hatte.

Am dritten Tage ihrer Irrfahrt gesellte sich nagender Hunger zu ihrer Qual. Zwar hatte sie mehrere Hirsche in Schußnähe gesehen, aber des Schießens unkundig, zweifelte sie am Erfolg, und fürchtete dabei das Pferd scheu zu machen, was dann vielleicht zu noch größerem Elende für ihre arme Kinder würde geführt haben.

Am Abend des dritten Tages, als der Hunger mit entsetzlicher Gewalt sie heimzusuchen begann, sah sie in einem Gehölze eine Menge wilder Truthühner (oder daß Ihr's besser versteht: wilder wälscher Hühner, die dort zu Haufe sind, so gut wie hier die Spazzen) aufsteigen. Blizschnell sprang sie ab und schoß in den Haufen hinein. Glücklicherweise erlegte sie einen Hahn, durch dessen zartes und reichliches Fleisch sie mit ihren Kindern fast auf zwei Tage Nahrung gewann.

Aber eine Nacht stand ihr bevor, wie sie noch keine erlebt. Ihr kleines Kind schrie unaufhörlich, und, durch die Laute seines Geschreies herbeigelockt, nahen sich Schaaren gieriger Wölfe, umschlichen winselnd das Feuer und wurden stets fecker. Die Angst der armen Mutter wuchs mit jedem Augenblicke. Zerrissen die Wölfe ihr Pferd, was sollte dann aus ihr werden?

In der Angst lud sie ihres Gatten Gewehr und schoß es los, um die abscheulichen Raubthiere zu verschrecken.

Nach Gottes Barmherzigkeit sollte jetzt ihrer Leiden Ende da sein! Mit bebendem Erstaunen, in dem Schrecken und Freude gemischt war, hörte sie plötzlich den Ruf: „Hollah!“ durch Wald und Nacht tönen. Sie gab Antwort, und bald trat ein Mann aus dem Waldesdickicht zu ihr heran, der seine Ueberraschung gar nicht besiegen konnte, eine Frau und zwei hilflose Kinderlein in dieser Wildniß zu finden.

Ohne Weiteres aber ließ er sie das Pferd besteigen, und brachte sie zu seiner nicht sehr



fernen Wohnung, wo seine Frau mit liebevoller Theilnahme die unglücklichen Gäste empfing.

Schon am Abend hatte der Mann einen Schuß gehört, auch bei einzelnen Windstößen das Schreien des Kindes, hielt es aber für den Lärm des Panthers, eines grimmigen, wilden Thiers. Als aber die Wölfe immer lauter zu heulen begannen, dachte er, es scheint, als ob sie sich um verirrte Wanderer sammelten, nach deren Fleisch sie lüstern sind, — und — jetzt fiel ihm das Geschrei des Kindes ein.

Er nahm sein Gewehr, um nachzusehen, ob er nicht Unglück verhüten könne, und eben als er vor die Hütte trat, fiel der zweite Schuß, der ihm dann wohl die Ueberzeugung aufdrang, daß Verirrte im Walde seien. Wohl zwanzig englische Meilen, etwa zwölf unserer Stunden (Die der Fuchs gemessen hat!) hatte sich die arme Frau von der Richtung verirrt, die sie hatte einschlagen wollen.

Der Amerikaner schaffte sie am andern Tage zu den Ihrigen zurück. Bis hierher hatte der Geist und der Körper der armen Frau ausgezehrt: jetzt aber schwanden ihre Kräfte plötzlich, und Monate lang siechte sie hin, bis endlich die jugendliche Kraft doch die Krankheit bezwang. Mittlerweile waren mehrere ihrer Anverwandten zu der Hütte vorgeedrungen, um die Geräthe zu holen, die sie dort hatte lassen müssen. Hier beschloßen sie, den Schlangen aufzulauern, und wohl wissend, daß die Wärme des Feuers sie lockt, machten sie ein großes Feuer an. Kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang krochen zwei ungeheure Klapperschlangen zu dem Feuer heran, — aber ihr giftiges Leben endete bald. Zwei wohlgezielte Schüsse setzten ihm ein Ziel. Diese allergiftigsten aller Schlangen Amerika's sind besonders in den westlichen Staaten zu Hause. Ihr Biß tödtet in der kürzesten Zeitfrist. Half es der armen Wittve etwas, daß die Männer die Schlangen über dem Grabeihres Gatten aufhingen?

Nein! nein! lieber Leser, so was begegnet einem braven Manne und einer braven Frau hier zu Lande nicht!

bleib' im Lande und nähre dich redlich!

Nur das aber begegnet Einem auch hier, daß Gottes Gnade rettet und hilft, wie sie hier sichtbarlich half. Um das zu erfahren, braucht man aber nicht nach Amerika zu gehen. So meint's der Wanderer!

## Friedrich v. Gagern.

(Mit einer Abbildung.)

Friedrich Balduin v. Gagern wurde am 24. Oktober 1794 auf dem Schlosse zu Weilburg geboren. Sein berühmter, ehrwürdiger Vater, schon damals nassauischer Minister, gehört einem rheinischen, ursprünglich aus Rügen stammenden reichsritterchaftlichen Geschlechte an. Die fromme und liebenswürdige Mutter, die ebenfalls den erstgeborenen Sohn überleben sollte, ist von dem niederrheinischen Geschlechte von Gaugaben und in Düsseldorf geboren. Bis zum sechszehnten Jahre erhielt er seine Erziehung und Ausbildung bei den Eltern, und ging damals schon mit tüchtiger wissenschaftlicher Vorbildung, vorzüglich in der classischen Literatur und in der Mathematik, für die er in Paris eine ausgezeichnete Schule gefunden, zu der Göttinger Universität über. Seine fleißigen Studien entzogen ihn keineswegs dem bewegten Studentenleben, und im zweiten Jahre des Studiums mußte er die Universität wegen häufiger Zweikämpfe verlassen.

Dem Zuge seines Herzens folgend, trat er nun in östreichische Dienste, und machte mit dem Regiment Riesch-Drägoner seinen ersten Feldzug als Gefreiter gegen Rußland, wo er bei Pinsk, dem Ziele seines Zuges, kaum der Gefangenschaft entging.

Im Jahr 1813, bei der Wendung der deutschen Waffen gegen Frankreich, hatte er das Glück, unter Gylai mit dem Schwarzenbergischen Heer den Schlachten von Culm, Dresden und Leipzig beizuwohnen.

Für die Denk- und Gemüthsart des Jünglings ist es bezeichnend, daß ihm unter den zahlreichen Erinnerungen jener ruhmvollen Kämpfe das Andenken folgender einfachen Begebenheit das Liebste und Lebendigste war. Nach einem schweren Marsch machten die Truppen spät Abends, und zwar am Vorabend der Schlacht, an dem Orte ihrer Bestimmung unter freiem Himmel Halt; sofort wurde den Soldaten der Befehl, Holz zu fällen und von Stämmen und Zweigen den Offizieren Hütten zu bauen. Da trat aber der junge Gagern, der erst einige Tage vorher Offizier geworden, hervor und gab zu bedenken, daß die Soldaten, äußerst erschöpft, um dem nahen Kampfe gewachsen zu sein, der noch übrigen Nachtstunden zur Erholung bedürften. Diese Bemerkung konnte nicht zurückgewiesen werden, und die Offiziere schlossen rings um die Wachtfeuer ohne Bedachung



ein. Er aber, als er früh morgens erwachte, sieht über seinem Haupte im Glanz des Morgenroths eine schöne Krone mit einem Kranze prangen. Was die Gerechtigkeit zu fordern verbot, das hatte in reicherm Maße die Liebe gewährt.

Obwohl bei Leipzig viele seiner Freunde gefallen waren, so fesselte ihn doch der kameradschaftliche Geist an das sächsische Heer, und nicht ohne schweren Kampf unterwarf er sich dem Willen des Vaters, der bei seinem eigenen Uebergang von dem deutschen zu dem niederländischen Dienste des Hauses Nassau-Oranien den ältesten Sohn dem Dienste des Landesherrn nicht entziehen mochte. Zunächst sah sich auch durch diese Veränderung der Hauptmann v. Sager dem Kampfe für das deutsche Vaterland nicht entzogen. Bei Waterloo, oder vielmehr schon bei Quatrebras, wurde er als Offizier des Generalstabs zu Pferde unter den Plänklern schwer verwundet. Sein jüngerer Bruder Heinrich, erst 16 Jahre alt, hatte in den nassauischen Gliedern dasselbe Schicksal. Bei dem Einzug in Paris waren sie beide wieder hergestellt, und umgaben dort den Vater zugleich mit einem dritten Bruder (Karl), der sich unter bayerischen Reitern bei Arcis sur Aube ausgezeichnet hatte.

Bald nach Beendigung des Feldzugs besuchten die beiden brüderlichen Kampfgenossen (Friedrich und Heinrich, jener zufolge einer längern Beurlaubung) die Universität Heidelberg, und knüpften in den Jahren 1816 und 1817 zahlreiche, für das ganze Leben bedeutende Bekanntschaften. Hierauf kehrte zwar der Hauptmann zurück zu dem Waffendienste in die niederländischen Staaten, aber der Wissenschaft und dem deutschen Vaterlande ist er nie entfremdet. Niemals trennte er sich auch in den Lagern von den größten Dichtern und Geschichtschreibern des Alterthums; vor Allem liebte er die Gesänge Homers und Sophokles, wovon er große Theile im Gedächtniß bewahrte; auch Thukydides, Cäsar, Tacitus, Sallust waren ihm treue Begleiter.

Militärische Aufnahmen und Vermessungen hielten ihn lange in dem Großherzogthum Luxemburg fest, also in dem Gebiet des deutschen Bundes, und in den Jahren 1824 und 1825 wurde er der Bundesmilitärkommission beigegeben. Damals erweiterten sich abermals seine deutschen Bekanntschaften, und die Verbindung der beiden Bruderfreunde für die höchste Idee ihres Lebens, die Einheit und Größe des Va-

terlandes, erreichte nun ihre höchste Kraft und Innigkeit.

In den Niederlanden wird der Deutsche nicht leicht ganz heimisch werden. Dennoch wirkte er ununterbrochen mit der frischen Thätigkeit, besonders in Gent, wo er mehrere Jahre den Arbeiten des Generalstabs vorstand und zugleich den jüngeren Offizieren des Stabs Vorlesungen über Mathematik und Kriegswissenschaften hielt.

Die Jahre 1830 und 1831 waren für die niederländische Dienstzeit des Majors v. Sager die wichtigsten. Durch die Pflicht war er im Kampfe gegen die Belgier gestellt, obgleich er lange unter ihnen gelebt hatte, und sie ohne Zweifel auf seine Unterstützung gerechnet hatten. Die unter den Holländern herrschenden landschaftlichen und konfessionellen Vorurtheile waren ihm ganz fremd; für die Wallonen hatte er sogar als Soldat eine Vorliebe.

In dem Herbst 1830, gleich nach dem Verlust von Brüssel, wurde er Chef des Stabs bei dem Corps des tapfern Herzogs Bernhard von Weimar, dessen Hochachtung und Freundschaft er sich zu jeder Zeit erfreute. Bei der traurigen Auflösung der Armee, aus welcher die Belgier theils zurücktraten, theils entlassen wurden, nahm er an den meisten wichtigen Gefechten bis zu dem entschlossenen Bombardement der Stadt Antwerpen Theil. In diesen Gefechten stand ihm als Freiwilliger sein jüngster Bruder Maximilian zur Seite, der im Jahre vorher in dem Civildienst im Cabinet des Königs Wilhelm I. angestellt worden war. Auf die Entwicklung und das Schicksal dieses Bruders hatte er von nun an durch das Beispiel seines stillen und religiösen Ernstes den entschiedensten Einfluß.

Im März 1831 wurde er, während der Herzog Bernhard Generalgouverneur in Luxemburg war, mit den Verhandlungen am Bundestage wegen schützender Besetzung dieses Theiles des Bundesgebiets beauftragt; die Erfolglosigkeit dieser Bemühung, die sich noch jetzt so schwer rächt, machte ihm großen Kummer. Es gereichte ihm daher zur willkommenen Ableitung, als er sehr bald darauf mit seinem Divisions-Chef von Luxemburg in das Lager von Nordbrabant abberufen wurde, von wo aus er und sein Bruder Max an dem kurzen, aber ausgezeichneten Feldzug von 1831 theilnahmen. Der edle Herzog bat den König, für dasjenige, was besonders in den bedeutenderen Treffen bei Hasselt und Löwen (8. und 12. August) die zweite Division als Vorhut geleistet, das Hauptverdienst



dem Chef des Stabes, Major v. Gagern, zu zuerkennen.

In den folgenden Jahren (bis 1838) stand die niederländische Armee fortwährend in den Cantonirungen und Lagern von Nordbrabant, von wo aber im Jahr 1833 die Freiwilligen, unter diesen der jüngste Bruder des Majors, in die Heimath entlassen wurden.

Im Jahr 1838 wurde General v. Gagern auf sein Verlangen vom Generalsstab zur Linie und zwar in die Cavallerie versetzt; er erhielt ein Regiment Dragoner in Deventer. Im Jahr darauf wurde er dem jungen Prinzen Alexander der Niederlande zu einer Reise nach Rußland beigegeben, wo er von dem russischen Hof und Reich sich gründliche Kenntnisse erwarb, die zum Theil in einem lehrreichen und ungedruckten Tagebuch enthalten sind. Im Jahr 1843 wurde er als Oberst zugleich Brigadier der Cavallerie, im folgenden Frühjahr General und Flügeladjutant des Königs, und als solcher bald mit einer wichtigen Mission nach Ostindien betraut. Während seines dreijährigen Aufenthalts unter den Tropen hatte er nicht allein das Heer und die Festungen des alten blühenden Java in Augenschein zu nehmen und über die wichtigsten militärischen Fragen der Colonien zu berichten, sondern auch die neuen Besitzungen auf Sumatra zu gleichem Zwecke oft auf ungebahnten Wegen zu bereisen, und endlich auf dem Rückwege das englische Indien von Ceylon bis Calcutta, den Ganges hinauf zum Himalaya mit allen von ihm bewunderten Militärétablissements der Engländer zu besichtigen, worauf er über Bombay und Aegypten, durch viele in europäischen Diensten seltene Erfahrungen bereichert, im Juni des vorigen Jahres zurückkam.

Bald nach der Heimkehr wurde der General v. Gagern zum Gouverneur der Residenz und Provinzialkommandanten von Holland ernannt, und in dieser Stellung erfreute er sich nicht allein des ausgezeichneten Vertrauens seines Monarchen, sondern wurde auch wegen seiner hohen politischen Einsicht, seiner unerschütterlichen Gerechtigkeit und einer alle Herzen bewältigenden, durch tief sinnigen Ernst nie verhüllten Humanität während der letzten politischen Krisis in Holland der Freund aller edlen Bürger, so daß sich die Nationalgarde der Hauptstadt freiwillig unter seine Befehle schaarte.

Aber kaum war dort die gewünschte Ruhe eingetreten, so verlangte er einen kurzen Urlaub in die theure Heimath, wo unterdessen der er-

schütternde Einfluß der französischen Umwälzung die Gestalt der Dinge gänzlich verändert hatte.

Das sehnliche Verlangen der Freunde des Vaterlandes, die diesen edelsten seiner Söhne kennen, war seiner Ankunft zuvorgekommen.

In den ersten Tagen des dem General v. Gagern gewährten Urlaubs nahm die Bewegung im südwestlichen Deutschland und vorzüglich im badischen Seekreise einen aufrührerischen und so bedrohlichen Charakter an, daß nach der Ueberzeugung der bewährtesten Kenner der Landesverhältnisse die ganze Kraft eines erfahrenen und zugleich in politischen Dingen freiblickenden Militärs erforderlich schien. Die badische Regierung warf ihren Blick auf den vielfach empfohlenen General v. Gagern. Derselbe konnte zwar mit seiner niederländischen Stellung eine hiesige bleibende Wirksamkeit nicht sofort vereinigen; aber auf die in Uebereinstimmung mit dem Rath der Siebenzehner ergangene Aufforderung der hohen Bundesversammlung glaubte der niederländische General, der ja auch in Rücksicht Luxemburgs dem Bunde nicht fremd war, auf die einsichtige Billigung seines Monarchen zählen zu dürfen, indem er durch einen kurzen, aber entscheidenden Waffendienst die Ruhe und Ordnung seiner Heimath herzustellen, und die ganz Deutschland bedrohende Anarchie zu hemmen suchte.

Schon in wenigen Tagen dieser Unternehmung gelang es v. Gagern, theils durch seinen Namen, theils durch sein bloßes Auftreten den Geist der Empörung zu schwächen, und den Geist der Zucht und Treue in dem Heer zu heben.

Am 19. April 1848 in der Nacht rückte 1 Bataillon Hessen, 2 Bataillone Badener, mit Artillerie und 1 Regiment Cavallerie unter Anführung des Generals v. Gagern auf Randern zu, wo die Hecker'sche Freischaar aufgestellt war. Regierungsrath Stephani forderte dieselbe zur Niederlegung ihrer Waffen auf. Es wurde verweigert. Randern wurde genommen. Auf der Scheideck, einem Engpasse, sammelten sich die Freischaaren wieder. Die Truppen rückten nach, General v. Gagern an der Spitze. Nochmals forderte er die Aufständischen zur Unterwerfung auf. — vergebens. Er wendete sich zurück, und der Kampf begann von Seite der Freischaaren mit einer Gewehrsalve. General v. Gagern fiel, von 3 Kugeln getroffen. Nach halbstündigem heißen Kampfe drangen die Truppen vor; anhaltend dauerte das Feuer noch eine Stunde und die Aufständischen zogen sich in die Wälder zurück.

General v. Gagern hat sein Leben nicht toll-





Tod des Generals Friedrich Balduin v. Gagern.



fürh preisgegeben. Er war sich dessen bewußt, daß nach den Ereignissen unserer Tage in ganz Deutschland wie in Frankreich die Herstellung militärischer Ehre und Tapferkeit durch gewöhnliche Mittel nicht bewirkt werden konnte. Mit Recht erwog er, daß er nicht bloß eine Schaar von 3000 Kriegern führte, daß er dem Wesen und der Wirkung nach während dieses Kampfes allen Soldaten Deutschlands den Weg zu Sieg und Ehre wieder eröffnen mußte. Die erste That zur Unterdrückung der Anarchie sollte eine Heldenthat sein; das Gelingen gab er wie in zahlreichen früheren Kämpfen, der Gefahr entschlossen und feurig entgegen tretend, in Gottes Hand.

## Die Giftmischerin.

(Mit einer Abbildung.)

Zu den merkwürdigsten Gefangenen der Festung Glaz gehörte bis zum Jahre 1836 bekanntlich die Geheimrätthin Ursinus aus Berlin. Der Rang und das Ansehen ihres verstorbenen Gatten, ihr beträchtliches Vermögen, ihre Schönheit, sowie ihr Geist und ihre Bildung machten sie im Anfange des Jahrhunderts zu einem Glanzpunkte der damaligen Berliner Gesellschaft. Schon ihre imposante Erscheinung an sich bestach durch den Ausdruck eines wahrhaft vornehmen Wesens, welches zur Annäherung ermuntert, nicht davon zurückstößt, und ihre gesellschaftliche Tourneur, ihre persönliche Liebenswürdigkeit waren so groß, ihr Ruf so fleckenlos, daß sie auch den Neid ihres Geschlechts überwand.

Elektrisch wirkte daher die Nachricht ihrer plötzlichen Verhaftung, als sie am 5. März 1803 sich in einer Abendgesellschaft am Spieltische befand. So wenig man erwartete, die Sandhügel um Berlin würden bersten und Feuer speien, eben so wenig war man darauf gefaßt, im Kreise der Berliner Damenwelt eine Nachfolgerin der Marquise von Brinvillier, der berühmtesten Giftmischerin, und zwar in der gefeierten Person der Geheimrätthin Ursinus entdeckt zu sehen.

Es war diese nämlich des Mordversuches durch Arsenik bis zur Evidenz verdächtig, indem sie ihrem Bedienten Benjamin Klein, der sich unwohl befand, auf verschiedene Weise das Gift fortgesetzt als Arzneimittel gereicht hatte, ungeachtet der Kranke sich darauf immer übler fühlte. Als er zuletzt den gebotenen Reiz nicht

nehmen wollte, und die Herrin die Speise in den Abtritt warf, schöpfte der Diener Verdacht, und ließ die gebackenen Pflaumen, welche sie ihm am folgenden Tage gab, in einer Apotheke untersuchen. Hierbei ergab sich alsbald, daß die Pflaumen Gift enthielten, und es wurde davon gehörigen Orts Anzeige gemacht, was die Verhaftung der Geheimrätthin zur Folge hatte.

Schon in den ersten drei Stunden hatte sich das geschäftige Gerücht dieser Nachricht bemächtigt, und auf seinen ausgebreiteten Schwingen trug es bald noch andere Mordanklagen gegen die Geheimrätthin umher, welche nicht bloße Vergiftungsversuche, sondern vollendete Thaten betrafen. So wußte man, ihr Gatte wäre vor drei Jahren an dem ihm von ihr beigebrachten Gifte gestorben, ebenso ihre Tante und desselben gleichen ein holländischer Offizier, Namens Nagay, der für ihren Geliebten galt.

Die Erwartung, alle diese Anklagen durch die gerichtliche Untersuchung gerechtfertigt zu sehen, ist zum großen Theil durch das Erkenntniß des Berliner Kammergerichts gefäuscht worden, während dies bei dem jetzigen Standpunkte der Chemie, von deren Aussprüchen die richterliche Entscheidung abhing, heute kaum der Fall sein könnte. Die Obduktionen des Geheimraths Ursinus und der Tante der Angeklagten ergaben nämlich beide ziemlich denselben Befund, wonach eine Arsenikvergiftung angenommen werden konnte, was nur durch den Umstand zweifelhaft wurde, daß man bei der chemischen Untersuchung der Eingeweide keinen Arsenik vorfand. Die heutige Wissenschaft lehrt aber, wie der Arsenik sich im menschlichen Körper verbirgt und verflüchtigt, und durch welche künstliche damals noch unentdeckte Operationen sich dessen Vorhandensein darstellen läßt. Das Gutachten der untersuchenden Chemiker Klaproth und Rose, übrigens die ersten Autoritäten ihrer Zeit, würde in Folge solcher vorgenommenen Operationen wahrscheinlich so ungewisselt worden sein, daß der Richter unter Berücksichtigung aller belästigenden Umstände unbedingt die Angeklagte für schuldig erklären mußte. Indes nach der ausgesprochenen Ueberzeugung dreier berühmter Aerzte, welche den Geheimrath Ursinus behandelt hatten, war derselbe nicht an einer Vergiftung gestorben, und hiernach mußte, vor dem Geze, die Hypothese der Obducenten, vielleicht auch die moralische Ueberzeugung der Richter zurücktreten, was die völlige Freisprechung zur Folge hatte.



In Bezug auf die Tante der Geheimrätin keugneten andere, wiewohl minder gefeierte Aerzte ebenfalls die Arsenikvergiftung, obgleich durch die Obduction die Symptome derselben wie bei der Leiche des Geheimraths dargethan waren. Das geringere Gewicht des diesmaligen ärztlichen Gutachtens aber wurde bei dieser Anklage noch durch die Ermittlung sehr erschwerender Umstände entkräftet, und das Gericht entschied, daß hierdurch — eine außerordentliche Strafe gerechtfertigt werde.

Die Vergiftung des Bedienten Klein durch die Geheimrätin wurde thatsächlich vollkommen erwiesen, nicht aber das Motiv hierzu. Denn die Angeklagte behauptete, sie habe sich selbst aus Lebensüberdruß durch Arsenik den Tod geben, und durch Versuche mit kleinen Gaben an dem Diener die Wirkungen des Giftes kennen lernen wollen. Es ist also dunkel geblieben, ob sie einen wirklichen Mord beabsichtigte, da Klein sich noch während der Untersuchung soweit erholte, daß nach dem ärztlichen Gutachten sein Leben außer Gefahr war, und wirklich starb er erst 23 Jahre nach der an ihm begangenen That. Eine Pension, welche die Thäterin ihm aussetzen mußte, veranlaßte bei der monatlichen Auszahlung vom kurmärkischen Puvillencollegio die scherzhafte Bemerkung: „Da ist der Manx, der vom Gifte lebt.“

Allerdings lag der geständlichen Vergiftung Kleins, nach so dringenden Verdachtsgründen wegen des Mordes des Gatten und der Tante, die Vermuthung nahe, daß auch der Geliebte der Geheimrätin, der holländische Hauptmann Nagay, der sich anscheinend ihren Wünschen nicht fügte, oder der Lust und Treue überdrüssig war, seinen Tod durch die giftmörderische rächende Hand dieser Frau gefunden hätte. Allein diese Vermuthung wurde vor den Gerichten durch Nichts unterstützt; vielmehr erklärten einstimmig zwei berühmte Aerzte, welche den Hauptmann in seiner Krankheit Monate lang besucht hatten, daß sie an ihm alle Symptome der Lungensucht gefunden, und daß diese Krankheit ihn getödtet habe. Es wurde daher nicht zur Leichenbesichtigung geschritten, und die Ursinus von der Anschuldigung einer Vergiftung des Hauptmanns völlig freigesprochen, da auch bis zum Schlusse der Untersuchung keine thatsächlich begründete Verdächtigung hinzutrat.

Fragt man nach den Motiven zu den Verbrechen, bei denen eine solche Verdächtigung nicht fehlte, so sind sie bei dem Charakter der Geheimrätin nicht eben schwer mit Sicherheit

heranzufinden. Sie wollte frei werden von dem Bande, das sie an den alten schwerhörigen Gatten knüpfte, dessen Kränklichkeit die gesunde, genussüchtige junge Frau nicht zu befriedigen vermochte. Ihre unverehelichte Tante besaß ein ansehnliches Vermögen. Die Geheimrätin war ihre natürliche Erbin, und wünschte sie bald zu beerben, obschon sie selbst wohlhabend war; daher hier die wirksame Dosis Arsenik. Bei ihrem Diener hatte sie insofern Grund, ihn aus dem Wege zu schaffen, als sie sich seiner bei ihrer Heirathslust, wenn nicht als Unterhändler, doch als Kundschafter bedient hatte, und er in Folge dieser Vertraulichkeit einen unverschämten Ton annahm, der ihr lästig sein mußte. Mit seiner bloßen Entfernung war die eitle und ehrgeizige Frau dem schlimmsten Leumund ausgesetzt, daher griff sie wiederholt zu dem Gifte, wahrscheinlich, um ihn durch kleine Gaben langsam zu tödten.

Das Erkenntniß des Kriminalsenats des Kammergerichts vom 12. September 1803 verurtheilte die Geheimrätin Ursinus wegen der höchst wahrscheinlichen Vergiftung ihrer Tante Christiane Sophie Regine Witte, sowie wegen mehrmal versuchter Vergiftung ihres Dieners Benjamin Klein zu lebenslänglichem Festungsarrest.

Hierzu wurde die Festung Olaz angewiesen. Im Donjon derselben durfte sie sich ein Zimmer ganz nach Geschmack und Bequemlichkeit einrichten, jede Art geistiger Beschäftigung vornehmen, und sogar später eine Gesellschafterin um sich haben. Auch Besuche anzunehmen war ihr erlaubt, und wenigstens in späterer Zeit erhielt sie von durchreisenden Fremden manchen Zuspruch. Sie nahm es in der Regel an, und suchte wohl auch die Gelegenheit, besonders einflußreiche Personen kennen zu lernen, um ihnen ihr Unglück lebendig zu schildern, ihre Unschuld zu betheuern, und um ihre Verwendung zu bitten. Viele aber meinten, das Gefängnißleben dieser heuchlerischen Giftmischerin, die im Schlepplleide von Atlas über die Festungswälle raufchte, sei ein überaus glänzendes im Vergleich zu dem furchtbaren Loos der Baugesangenen, welche, vielleicht um einer rohen That des Fähzorns willen, in widriger, halb gelb, halb grauer Tracht, mit Eisenhörnern auf dem Kopfe, mit schweren Ketten in den tiefen Gräben arbeiten mußten.

Keiner von denen, deren Wort vielleicht bedeutend genug war, wollte für die interessante Büßerin aus Empfindelei die höchste Gnade in Anspruch nehmen, und so vergingen für sie 30



Jahre in der Festung, während sie selbst das siebenzigste Jahr überschritten hatte. Da ward ihr dennoch eine Gnade zu Theil, indem ihr vergönnt wurde, bis an ihr Lebensende innerhalb der Stadt und Festung Glaz zu leben.

Jetzt begann für die greise Sünderin noch eine neue Lebensperiode. Sie suchte soviel möglich nachzuholen, was sie in der vornehmen Welt versäumt hatte, indem sie mit der Miene der Unschuld auf Vergessenheit ihrer durch dreißig Jahre von der Gegenwart getrennten schuldvollen Vergangenheit Anspruch zu machen schien. Die bedeutenden Renten ihres Vermögens, welches das Pupillencollegium zu Berlin verwaltete, erlaubte ihr, eine Art Haus zu machen, wobei die Eitelkeit noch so mächtig in ihr war, daß sie die Erscheinung angesehenen Fremden in ihren Zirkeln zu einer Ehrensache machte. Ihre glänzenden Gesellschaften waren zahlreich besucht, da man der splendiden Wirthin doch nicht die Bosheit zutraute, einmal ein Soupé mit Arsenik gewürzt, bloß um des eclats willen zu veranstalten.

Gleichwohl war die Geheimrätin kaum aus der Festung entlassen, und hatte sich in Glaz häuslich eingerichtet, als ein grauenvoller Vorfall die Stadt mit Entsetzen erfüllte. Es schien, die Ursinus wolle ihr Schicksal, welches sie so lange der Gesellschaft entzog, an dieser selbst rächen, um sich an ihrem Lebensabend noch durch eine furchtbare That bedeutsam zu machen, indem sie das wiedergeschenkte Vertrauen hämisch verrieth.

Sie bat eine große Kaffeegesellschaft zusammen. — Ein Kaffee bei der „Giftmischerin“! lief es von Mund zu Mund; denn mit diesem Namen wurde die Ursinus von Alt und Jung in den Häusern und auf den Gassen bezeichnet — und die bevorstehende Assemblée war der Gegenstand des Tagesgesprächs, der allgemeinen Neugier und auch wohl des Wizes. Aufmerksam beobachtete die Nachbarschaft jede Vorbereitung und Bewegung im Ursinus'schen Hause. Man zählte gewissenhaft die vom Bäcker herbeigeschafften Kuchen, welche vom Zuckergusse glänzten, und die sich einstellenden Gäste hatten sämtlich ein Spalier neugieriger, kritisirender und höhnlächelnder Maulaffen zu passiren.

Endlich war die Gesellschaft versammelt. Die Geheimrätin machte, ungeachtet ihres Alters, noch mit Grazie die Wirthin, und ihr leichtbeweglicher Geist wußte aus seiner unerschöpflichen Fülle Jedem eine Aufmerksamkeit zu erweisen, Jedem dadurch zu schmeicheln und seine

Befangenheit zu zerstreuen. Ihr feiner Witz, der sich mit Glück der verschiedensten Tagesgegenstände zu bemächtigen wußte, erregte Gelächter, und das bange Schweigen war damit gebrochen. Ein munterer Ton der Unterhaltung begann sich zwischen Nachbar und Nachbar zu regen; er ward immer leichtbeschwingter und allgemeiner, und als der Kaffee kam, ließ die vollkommen heitere und unbefangene Stimmung der Gesellschaft, ihrer heimlich gefürchteten Wirthin gegenüber, Nichts mehr zu wünschen übrig. Herren und Damen genossen die verschwenderisch vorhandenen und freundlich und vertraulich gereichten Gaben mit vieler Behaglichkeit, und man gestand sich, daß die Giftmischerin zu leben wisse.

Aber nicht gar lange dauerte diese im Kaffee vollendete und vom Zuckergusse der Kuchen versüßte Meinung. Das lachende Gesicht des einen und andern verstummenden Gastes ward allmählig länger und zuckte im unterdrückten Schmerzensausdrucke. Eine Dame, die ebenfalls an unbehaglichen Gefühlen zu leiden schien, legte die Hand an die Stirn, um durch's Gesichterschneiden nicht unschön zu erscheinen; eine andere griff mit vorgebogenem Oberleibe krampfhaft an den Magen. Immer mehr erlosch die so lebhaft gewesene Unterhaltung; immer schärfer drückten die verbissenen Gesichter ein allgemeines sich steigernes Uebelbefinden aus, und die ersaunte Wirthin erhielt nur einsylbige Antworten oder fürchterlich anklagende Blicke auf ihre Fragen. Manche starrten mit Entsetzen auf die noch unverzehrten Kuchenberge, als hätten sie sich daran den Tod gegessen. Die gleichzeitige Uebelkeit der ganzen Gesellschaft erreichte endlich einen Grad, der ein längeres Verweilen im Zimmer unmöglich machte, wenn nicht die nach oben und unten feindlich wirkenden Mächte im Magen der Gäste mit unvermeidlichen Explosionen sich Bahn brechen sollten. Man hatte nicht mehr moralische und physische Kraft genug, die Wirthin zur Rede zu stellen, und laut den Verdacht auszusprechen, den diese Zufälle bei ihr mit Recht veranlaßten. Nur der Eine und Andere flüsterte mit schwachem Tone dem Nachbar zu: „Ich glaube, ich bin vergiftet.“

Die letzte Willenskraft zusammenraffend, erhoben sich alle Gäste wie in einem Tempo, und wankten schmerzerfüllt der Thüre zu, um den furchtbaren Wirkungen des Kaffees bei der Giftmischerin auf der Straße und daheim nach allen Seiten mit Erbrechen und Laxiren nachzugeben, und, wenn keine Rettung möglich wäre, dem Tode in die Arme zu sinken.



...der Wie, ...  
Lanckeg...  
...te Ge...  
...mit ge...  
...ng be...  
...zu re...; ...  
...e all...  
...e voll...  
...ng der ...  
...D...  
...end...  
...auch ge...  
...it, und ...  
...qu lo...  
...leje im ...  
...e Kub...  
...sist bei ...  
...ward ...  
...ren Sch...  
...ebenf...  
...schie...  
...e Bes...  
...ent; ...  
...hle tu...  
...er er...  
...immer ...  
...er es ...  
...en and...  
...lische ...  
...tliche ...  
...Entf...  
...als ...  
...Die gl...  
...oft er...  
...es Ver...  
...en and...  
...den M...  
...ndlichen ...  
...Man ...  
...Stra...  
...und ...  
...fälle ...  
...ine ...  
...em Na...

...ffend, ...  
...ence, ...  
...u, um ...  
...bei der ...  
...o nach ...  
...nd...  
...chte, ...



Die Gistmischerin.



Man dachte an eine Arsenikvergiftung, und Alles schickte nach Milch und Ärzten, Flüche gegen die heimtückische Giftmischerin stammelnd. Die Ärzte hätten sich vervierfachen mögen; sie durchrannten mit den wichtigsten Gesichtern die Stadt, in welcher alsbald wie ein Lauffeuer die schauerhafte Nachricht sich verbreitete: „Alle leiden auf gleiche Weise; Alle, die bei ihr waren, sind vergiftet.“ — Die Krankenzimmer boten die traurigsten Scenen dar. Die Ärzte trafen nicht selten mit Justizpersonen zusammen, welche von fürsorglichen Verwandten zur Aufnahme von Testamenten der Vergifteten eiligst herbeigerufen worden waren, und Tod und Leben stritten um ihre Rechte, wo das Leibschnelden jede Sammlung des Bewusstseins zur Abgabe eines letzten Willens abschchnitt.

Indessen legten sich mit dem Verlaufe einer Reihe von Stunden bei Allen, die an dem verrätherischen Kaffee theilgenommen, die todtdrohenden quälenden Zufälle, und die Erbschaftsaussichten wurden damit wieder in eine ferne Perspektive gerückt. Der Vorfall löste sich mit dem folgenden Morgen in einen tragikomischen Spaß auf, an dem die vermeintliche Giftmischerin völlig unschuldig war, wie sie auf's Unzweideutigste zu beweisen sich beeilt hatte. Ein unbekannt Gebliebener war der grausame Spaßvogel, der die erste Gesellschaft bei der Ursinus so empfindlich ironisirte. Es war ihm gelungen, in den Zuckerguß der beim Bäcker bestellten Kuchen eine starke Dosis Rhabarber heimlich zu praktiziren, welcher so störend und drohend seine Wirkung that. Die spätern Gesellschaften der von jedem Verdachte gereinigten Ursinus wurden, ungeachtet dieses Vorfalles, gern besucht.

Am 4. April 1836 starb die Verbrecherin als eine verschlossene Büßerin. Denn Niemand hat in ihr Inneres geblickt, selbst der Geistliche nicht, der nach einem dreijährigen schmerzsvollen Krankenlager an ihrem Todtenbette stand. Ihre Gesellschafterin, die sie während 26 Jahren nicht verlassen hatte, war ihre begeisterte Lobrednerin, und rief aus: „Ihren Geist und Charakter verstanden wenige Menschen!“

Von ihrem Vermögen, welches gegen 40,000 Thaler betrug, erhielten ihre weitverzweigten Seitenverwandten, die es wohl bedurften, nur die Hälfte. Die andere zersplitterte sie in vielen Vermächtnissen und frommen Stiftungen, wobei sie sich mit der Ostentation verdächtige, ihren fluchbedeckten Namen durch Wohlthätigkeit reinigen, ja durch eine feltene belohnende

Dankbarkeit bei gewissen Personen, die ihr etwas Gutes erwiesen, die Welt in Erstaunen setzen zu wollen. Uebrigens war sie während ihres Gefängnislebens sehr wohlthätig, und unter dankbaren Thränen füllten die Hände der Armuth ihr Grab.

## Der Gottesseggen.

In einem heitern frischen Septembervormorgen marschirten zwei lebensfrohe Bursche, den Seehund auf dem Rücken, durch die noch leeren Straßen einer deutschen Stadt dem Thore zu. Der eine war ein Musikant, der andere ein Maler; ersterer strich seine Geige auf eine ganz eigenthümliche wunderbare Weise, und blies die Flöte, als wäre er bei den besten Waldvögeln in die Schule gegangen, letzterer aber beging einen großen Diebstahl — er stahl nämlich die ganze Natur und fesselte sie auf vergänglichem Leinwand: Die Bäume, welche sein Pinsel schuf, schienen zu rauschen, die Blumen zu duften und die Schäfer zu singen bei den blöckenden Hürden. Ganz vornämlich aber verstand er kurzweilige Sachen zu trakfiren. So unternahm er es einst und malte einen niederen Bürgermeister und hing denselben zum Fenster hinaus, und alle Kinder und Erwachsene, die vorüber gingen, riefen lachend: „Zur Gesundheit!“ Die Gasse füllte sich bald mit lachenden Menschen, auch die Polizei stellte sich ein — wie das so gebräuchlich ist — und als diese erfahren, was der Auflauf bedeuete, wußte sie nichts Eiligeres zu thun, als schnurstracks zum Herrn Bürgermeister zu rennen und diesem das Vorgesallene pflichtschuldigst zu raportiren. Die Magnifizenz ward über die Frechheit des Malers so empört, daß sie ihm den Bescheid zukommen ließ: binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen. Lachend empfing der Conterfeier diesen von höchster Instanz kommenden Befehl, und ehe die Sonne am andern Morgen sich den Schlaf aus den Augen gewischt hatte, schüttelte er und sein Freund, der Musikant, der sich freiwillig dem Eilirlen angeschlossen, mit leichtem Sinn und leichter Tasche, mit reinem Herzen und reiner Börse den deutschen Staub der Stadt von sich.

Unweit des Thores jedoch hemmte der Maler plötzlich die eilenden Schritte. „Ich muß jetzt von meiner Sofi Abschied nehmen, der ich bereits den gefürigen Vorfall mitgetheilt!“ — sprach er zum Freunde. „Verweile oder komm mit,



wie du wäffst.“ Der Musikant, kein großer Freund von Thränen, schritt voraus zum Thore hinaus, setzte sich hier unter das Laubbach einer hundertjährigen Eiche, holte sodann seine Geige hervor und schickte zur aufgehenden Sonne einen Morgenhymnus empor. Unser Maler aber näherte sich dem Hause eines Tischlers, dem Vater seiner Geliebten. Das hübsche Mädchen stand schon wartend und weinend in der Thür der Werkstatt und slog dem Geliebten hingehend an die Brust. Lange hielten sich beide fest umschlungen. „Daß du auch den gestrengen Bürgermeister malen mußt, Robert!“ — klagte sie endlich und trocknete sich mit dem Zipfel der Schürze die Augen. — „Laß das jetzt, Sofi!“ erwiderte der Malergefelle. — „Einmal müssen wir doch scheiden, ob ein halb Jahr früher oder später. Je eher fort, desto eher wieder da. In die Fremde muß ich, so steht es in unserm Gezeibuche geschrieben.“ — „Bleibst du mir aber getreu, Sofi?“ fragte er dann bewegt. „Die Frage verzeihe dir Gott, Robert!“ hauchte das liebende Mädchen. Da umschlang der Jüngling die Jungfrau fester, drückte einen langen Kuß auf ihre schwellenden Lippen und rief, auf die nahe Kirche deutend: „Dort in jener Kirche soll uns nach einigen Jahren die Liebe und die Treue auf immer verbinden!“ Und rasch wollte er sich zum Abschiede wenden, aber das bewegte Mädchen umklammerte ihn, blickte ihn mit ihren seelenvollen leuchtenden Augen an und hauchte dann: „So lebe wohl und halte Wort!“ — „Ewig!“ gelobte der Jüngling und stürzte aus der Werkstatt, gefolgt von den weinenden Augen der Geliebten und dem Klaffen des Hundes. Lange noch stand Sofi in der Thür und sah dem Forteilenden nach, der sich jedoch an der Ecke der Straße noch einmal umkehrte, den Hut zog und einen langen, langen Blick zurückwarf. Dann schritt er zum Thore hinaus, wo er gemeinschaftlich mit dem Geiger die Reise antrat. Beide aber hatten ihre Wanderung mit wenig Baarschaft angetreten, da der Entschluß zur Reise nicht nur plötzlich, sondern auch gebieterrisch hervorgerufen war, daher darf es uns nicht wundern, wenn schon nach einigen Wochen die Paar Thaler, welche sie gehabt, ausgegeben waren, noch ehe sie es ahnten. Sie meinten also gegenseitig, daß es nachgerade Zeit werde, darauf zu denken, wie sie etwas zur Fristung des Lebens vor sich brächten. Mit dieser Ansicht näherten sie sich einem kleinen, romantisch gelegenen Orte, wo ihnen ein Bettler

in die Quere kam, ein alter, hagerer, gar elendig und über die Maßen hungrig aussehender Mann; er stand da auf seinem Stab gelehnt und sprach sie um eine kleine Gabe an. Unsere beiden Burschen griffen blitzschnell in die Taschen, hielten sich aber nicht lange in dem lustigen Raum auf, denn die wenigen Schillinge glitten wie geschmeidige Fischlein durch ihre Finger. Der Maler hatte aber noch ein Dreilingsbrod im Ranzel, das legte er dem Hungrigen in den fuchsröthigen Hut und der Geiger legte einen großen rothwangigen Apfel dazu und wünschte dem Alten etwas kleinlaut eine gesegnete Mahlzeit. Dieser aber rief den beiden eilenden Gesellen nach: „Der liebe Gott wird es hundertfach belohnen!“ — Als sie den Ort erreicht hatten, machten beide Halt und beriethe sich, was nun anzufangen. Der Musikant aber rief schnell: „Dort in jenem Garten geht's gar Allegro beim Obstbrechen her, ich will mal meine Geige aufstreichen.“ — Der Maler aber versetzte, er wolle in den Ort hineingehen und versuchen, seinen niesenden Bürgermeister dort an den Mann zu bringen. Gesagt, gethan. Der Geiger ging in den Obstgarten und strich seine Fidel tüchtig, bis plötzlich die Gärtnermädchen und Burschen zum Reigen antraten und vom Spielmann einen Tanz verlangten. Das ließ sich unser Geiger nicht zweimal sagen, er strich die Geige schneller und immer schneller, daß die Paare herumwirbelten wie zusammengebundene Kreisel. Der Gartenbesitzer ward über das Spiel des Geigers so erfreut, daß er ihn nicht nur zum östern belobte, sondern auch schließlich befahl, dem Spielmann für seine Kunst hundert der schönsten rothwangigen Äpfel zu reichen. Dies geschah auch augenblicklich und der Musikant beurlaubte sich mit seiner Birde fein fauberlich. Auch dem Maler war es nicht minder glücklich gegangen. Als er nämlich eben in's Thor schreiten will, erblickte er vor einem neu erbauten Hause einen Mann stehen, der simulirend nach der Hausthür hinauffschaut. „Was schaut Ihr da, lieber Herr?“ fragte unser Maler. „Das ist ein recht niedliches Häuschen!“ — „Will's meinen!“ versetzte der Angeredete. „Hat auch manchen harten Thaler gekostet. Aber da hat mir der Baumeister über der Hausthür eine Nische eingemauert und ich studire so eben, womit ich dieselbe wohl ausfüllen könnte.“ — „D, da ist Euch leicht zu helfen!“ rief der Maler schnell und rollte seinen niesenden Bürgermeister auf. Der Mann drehte das Bild nach allen Seiten, beschauete es lange und fand augen-



scheinlich Gefallen daran, dann hing er den Bürgermeister sogleich in die Nische und hatte seine Freude daran, wie männiglich, der vorüberging, den Hut zog und lachend sein „Wohl bekomm's!“ rief. Nun aber mochte es dem Hausherrn, der seines Zeichens ein Bäcker war, mit dem Baaren gehen, wie unseren beiden Burschen: er sandte dem Künstler als Belohnung für das Bild hundert frische Zwiebäcke. — Eine Stunde später schleppte der Geiger seine segensreiche Last nach der Stelle, wo er seinen Cameraden verlassen hatte. Er fand diesen in einem solchen Lachen, daß auch er sich schier den Bauch halten mußte. Vor ihm standen in langen Reihen auf Brettern wohlgezählt hundert braune Zwiebäcke, die noch ganz warm waren. Und als nun der Geiger auch seinen Apffelvorrath dazu gelegt und er dem Maler und dieser ihm erzählt, wie sich Alles zugetragen, da wollte das Lachen gar kein Ende nehmen. Endlich aber, als sie den Magen befriedigt, fragten sie sich: Was nun anfangen mit den vielen Bröten und Aepfeln? Sie kamen überein, alles dem dortigen Waisenhause zu schenken. Und das thaten sie denn auch unverzüglich und wanderten darauf rüstig und wohlgemuth zum andern Thore hinaus. Kaum waren sie aber eine kleine Stunde gegangen, da fanden sie eine gefüllte Geldbörse, aus denen ihnen blanke Goldstücke entgegen blizten. „Welch herrliches Farbenpiel!“ rief der Maler, dem Freunde den Beutel zeigend. „Fürwahr!“ rief dieser nun ebenfalls, „eine entzückende Harmonie gibt dies Klirren und Klingen der Goldfische!“ — Unter diesen Ausrufungen trugen sie das Geld in die Stadt zurück und übergaben es dem Gerichte. Der alte Rathsherr nahm die gefundene Summe in Empfang, klopfte den Jünglingen auf die Schulter und sagte: „Das wird Euch nie gereuen, so redlich gewesen zu sein, zumal da Ihr eben nicht dem Reichthum im Schooße zu sitzen scheint.“ Darauf lud er die beiden Wanderer zu Gaste, auch des Rathsherrn holdes Töchterlein kam zum Vorschein und alle waren guter Dinge. Als aber die Maid später die Harfe nahm und mit ihrer schönen Stimme ein Lied sang, das der Geiger mit seiner Flöte begleitete, da wurde es ihm und ihr wehmüthig-süß im Herzen. Der Maler aber dachte zurück an seine engelgleiche Soffi. Am andern Morgen brachen unsere Gesellen auf. Der Wirth hätte gern den Künstlern einen Zehrpfennig mit auf den Weg gegeben, aber er dachte, sie, die in solchen Stücken gar hartbeißige Kerle zu sein pflegen, damit zu

verlezen. Darum gab er nur reundliche Worte, aber es ward in des Rathsherrn Hause noch lange von den ehrlichen und noch länger von dem freundlichen und hübschen Musikus gesprochen, der indeß mit schwerem Herzen Abschied genommen hatte.

Drei Jahre waren dahingegangen, von wannen auch nicht eine einzige Stunde wieder zurückkehrte. Musikus und Maler hatten sich in vielen Ländern herumgetrieben, besonders in Italien, woraus sie nun zwar reich an Kenntnissen und Profektion zurückkehrten, ohne jedoch im ökonomischen Fache Fortschritte gemacht zu haben. Endlich kamen sie denn auch wieder in's liebe deutsche Vaterland, wo es am besten ist, wenn es auch überall gut und der Zufall wollte, daß sie grade wieder in das Städtchen kamen, wo der alte Rathsherr wohnte, der niesende Bürgermeister paradirte und der Obstgarten war. Sie beschloffen, dem alten Rathsmann ihre Reverenz zu machen, wozu aber besonders der Musikus drängte. Sie zogen denn nach ihr bestes Wams an und traten bei dem alten Mann ein; dieser brach in ein lautes Freudengeschrei aus, als er die beiden Wanderer erkannte, wobei ihm die hellen Freudenstränen über die vom Alter gefurchten und bleich gewordenen Wangen rannten. „Der Herr hat mein Gebet erhört!“ — rief er gerührt — „er gönnt mir die Freude, Euch lohnen zu können für Eure Redlichkeit. Wißet denn, meine lieben Söhne, das Geld, welches Ihr gefunden, gehörte einem reichen Mann, der aber, als er Eure brave Gesinnung von mir gehört, mir sagen ließ, er wolle das Geld Euch schenken. Da habe ich denn für die hundert Goldstücke einen Staatsschuldchein gekauft, damit das Geld nicht brach läge und hört und erstaunt: heute hat dieser Brief in der gehaltenen Jahresloosung das Hundertfache gewonnen. Ihr seid nun reiche Leute!“ — Da schwenkte der Maler jubelnd seine Mütze und der Geiger drehte sich freudejauchzend auf dem Absatz gleich einem Kreisel herum, dann aber fielen beide bald einander, bald dem würdigen Rathsherrn um den Hals und riefen: „Gott hat mit den Goldstücken gethan, wie mit den Aepfeln und Bröten, er hat wahr gemacht des alten Bettlers Gebet und uns hundertmal „vergolten!“ —

Nun aber hielt's den Maler nicht länger in der Wohnung des Rathsherrn, er nahm flüchtigen Abschied und eilte der Heimath zu. An einem wunderlieblichen Frühlingsabend erreichte er die Wohnung seiner geliebten Soffi, die mit



ihrer Mutter spinnend vor der Hausthür saß. Robert schwenkte schon in der Ferne den Hut, wurde aber nicht bemerkt, obgleich das holde Mädchen mit ihren liebeheißen Gedanken bei dem Freund ihres Herzens war. Erst als der jauchzende Jüngling dicht vor den beiden Spinnerinnen stand und der Hund anschlug, sprang Soffi mit einem lauten Freudengeschrei auf und dem Wiedergekommenen in die Arme. Lange und fest hielten sie sich so umschlungen. Nachdem aber der erste Kausch des Wiedersehens etwas verdampft war, machte der Maler Mutter und Tochter mit seinem Glücke, aber auch mit seiner Absicht bekannt, in einigen Tagen für immer diesen Ort zu verlassen. Beide entsprachen gern und ohne Widerrede seinem Wunsch und gelangten nach einigen Wochen wohlbehalten zu dem Rathsherrn, der sie freundlich aufnahm und ihnen seine Tochter als die Braut des Rufikus vorstellte. — Nun kauften sich die beiden Freunde ein artiges Landgütlein, gaben an einem und demselben Tage Hochzeit und lebten fortan in hoher Eintracht das seltene Leben der Zufriedenheit und des Glücks, und der Gottessegens wick nicht von ihnen und ihren Kindern. — Alljährlich aber im Herbst, auch da noch, als der alte Rathsmann und Soffiens Mutter längst begraben waren, feierten die guten Menschen ein freudiges Familienfest, wobei das Mahl jedoch nur aus den schönsten rothwangigen Aepfeln und den weißesten Rundsücken bestand.

#### Was aus einem Schneider werden kann.

In dem Dorfe Rippenheim im Großherzogthum Baden lebten in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein paar Eheleute, schlicht und recht, die mit allem Ernst das Wörtlein im Herzen trugen: Wandle vor mir und sei fromm. Sie hatten einen Sohn, fein und zart wie Zwirn, und alle Welt sagte: der kann nur ein Schneider werden; denn der liebe Gott hat ihm das Schneidersiegel aufgedrückt. Das wurde den guten Eheleuten, die Stulz hießen, so oft gesagt, daß sie's am Ende glaubten, und obgleich sie arm waren, suchten sie doch so viel zu erübrigen, daß Jörgel ein Schneider wurde. Der Pfarrer aber und manche andere Leute meinten, es sei doch schade für den guten Kopf des Jungen, der wohl zu mehr taugte, als zu einem Schneider.

Die Leute aber dachten nicht daran, daß auch ein Schneider, wenn er ein rechter ist,

und nicht bei dem Schnitt seiner Wanderze bleibt, sondern mit der Zeit fortschreitet, wohl etwas werden kann. In dem Jörgel Stulz aber steckte so etwas, denn der Junge hatte viel Verstand, rechten Schönheitsstimm und große Gewandtheit. Sein Meister lobte ihn gewaltig, allein dies Lob galt nicht bloß seiner Gelehrigkeit, sondern auch seinem Gehorsam, seiner Gefälligkeit und seinen guten Sitten. Es zeigte sich auch da wieder, was man den Kindern nicht oft genug sagen kann, daß nämlich Redlichkeit und Gefälligkeit Schlüssel sind, die nicht nur alle Thüren, sondern auch alle Herzen aufschließen.

Als die Lehrzeit aus war, ging Jörgel Stulz, dem der Sinn in die weite Welt stand, auf die Wanderschaft. Geld nahm er wenig mit, aber sehr gute Zeugnisse vom Meister, Amtmann und Pfarrer, und was noch mehr werth war, Frömmigkeit und guter Eltern Segen. Von dem letztern sagt die Schrift, daß er den Kindern Häuser erbaut, und bei dem Jörgel Stulz ist dieses denn auch der Fall gewesen.

Zuerst wanderte er nach der Schweiz, arbeitete und lernte überall, und war auch überall gern gesehen. Darauf ging er nach Frankreich und verschaffte sich in Paris einen recht feinen Geschmack. Da er sparsam war und die Kneipen und die Herbergswirthschaft mied, sparte er sich ein schönes Stück Geld, schickte seinen Eltern regelmäßig Unterstützungen und ließ keinen Armen ohne Gabe. Er wußte, wie das Hungerbrod schmeckt.

In Frankreich behagte ihm die Wirthschaft nicht. Er machte sich daher auf die Beine und ging nach England — das heißt, er ging bis an das Meer und dann fuhr er hinüber. Kam man nun überall geschickte Leute gebrauchen, so ist das doch besonders in London der Fall, wo man auf ein schönes Kleid etwas hält und nicht knickerig bezahlt. Durch seine Geschicklichkeit wurde er Geselle beim Hoffschneider und darauf Obergeselle, nämlich der, welcher zuschneidet. Er war hübsch herausgewachsen und ein Mensch geworden, der nicht bloß sich selbst nett kleidete, sondern Andere noch netter zu kleiden verstand. Besonders aber verstand er kleine Naturfehler herrlich zu verstecken, und das erwarb ihm großes Ansehen bei den vornehmen Leuten, die solcherlei Verdruß überaus hassen. Nach einigen Jahren starb sein Meister, der Hoffschneider, und er erhielt nun dessen Stelle. Der König von England, Georg der Vierte, der auch ein Freund von schönen Klei-



bern war, gewann ihn bald erstaunlich lieb. Da nun in England (eben so wie anderwärts) alle Fahnen sich nach dem Winde drehen, der vom Schlosse weht, so wollte der reiche englische Adel auch nur vom Mäster Stultz gekleidet sein. Der suchte sich nun lauter tüchtige Gesellen zu verschaffen, hatte die feinste und beste Waare, arbeitete nach dem besten und neuesten Geschmack und nahm, obgleich er seine Rechnungen gar nicht zu hoch ansetzte, dennoch erstaunliches Geld ein. Der geneigte Leser wird es kaum glauben, wenn ich ihm sage, daß der Georg Stultz aus Rippenheim im Laufe von dreißig Jahren ein Vermögen erworben hatte, das sich auf mehr denn eine Million belief? Aber es ist wahrhaftig wahr!

So lange seine Eltern lebten, überhäufte er sie mit Wohlthaten, und gar manche andere leidende Seele segnete den deutschen Schneider. Als aber die fünfzig Lebensjahre hinter ihm lagen und es bergab ging, fand er, daß die Luft in England, die feucht, dick und nebelig ist, seiner Gesundheit schlecht bekam. Er hing deshalb Schere und Bügeleisen an den Nagel und ließ sich im südlichen Frankreich nieder, wo eine überaus gesunde Luft ist, und Leute, die bei uns schnell an der Schwindsucht stürben, noch viele Jahre leben können, weshalb auch viele reiche Leute dahin ziehen. Dort kaufte er sich ein fürstliches Landgut und war ein großer Herr; aber er ward nicht stolz, denn er erzählte seinen Gästen gar gerne von seiner Herkunft, seinem Handwerk und wie er sich geplagt. In Frankreich spekulirte er in Staatspapieren und es glückte ihm in der Art, daß er in kurzer Zeit mehr als noch einmal so reich war, als er gewesen, da er hinzog.

Daß Ihr nun wißt, wie ungeheuer reich er war, ist noch nicht die Hauptsache; das Wichtigste ist, wie er seinen Reichthum anwandte. Daß Wohlthun sein höchstes Glück war, habe ich schon erzählt. In Marseille steht eine evangelische Kirche, die hat er ganz allein aus seinen Mitteln erbaut. Die Bibelgesellschaft daselbst hat er reich begabt; der katholischen Kirche in Hyeres ließ er eine prachtvolle Orgel bauen, ließ in der Stadt die Brunnen herstellen, neue graben, stiftete ein Hospital und dergleichen herrliche Anstalten.

Seinen Geburtsort vergaß er, wie leicht zu denken, auch nicht. Wenn Ihr einmal nach Rippenheim kommt und den Namen Georg Stultz nennt, so ziehen die Leute die Hüte ab und sagen: Gott vergelt's ihm, was er an den

Armen that! Dann zeigen sie Euch die Kirche, das Hospital und so weiter und sagen: Das hat er gebaut und gestiftet! — Und kommt Ihr nach Karlsruhe, der Hauptstadt des Landes, so wird man Euch erzählen, daß er ungeheure Summen schenkte zur polytechnischen Schule, zum Waisenhaus &c.; ja man hat berechnet, daß er viermal hundert Tausend Franken und mehr so ausgegeben hat. Das war ein edler Mensch, und ist als ein armer Schneider in die Welt gegangen, blutarm, aber reich am Herzen. Sein Landesherr, der Großherzog von Baden, der gerne das Verdienst seines Landeskindes ehren wollte, hat seine Brust mit dem Orden des Zähringer Löwen geschmückt und ihn hernachmals mit vielen Ehren in den Freiherrstand erhoben.

Am 17. Oktober 1832 starb in Hyeres im südlichen Frankreich der Freiherr Georg Stultz von Ortenberg, wie ihn sein Landesherr benannte, und an seinem Grabe flossen reiche Thränen der Liebe, denn er starb als ein Vater der Armen und Bedrängten. In Rippenheim steht sein Denkmal; größer und schöner ist jedoch das, welches er sich gründete durch Wohlthätigkeits-Anstalten, die fort dauern zum Segen der leidenden Menschen.

Züge aus dem Leben Kaiser Josephs des Zweiten.

Der geneigte Leser hat wohl schon Manches vom Kaiser Joseph erzählen gehört, wie er ein so aufgeklärter, gerechter und menschenfreundlicher Fürst gewesen und viele treffliche Einrichtungen in seinem Reiche getroffen hat. Zur Erinnerung an diesen großen deutschen Fürsten will nun der Wanderer seinen Lesern ein paar schöne Züge aus seinem Leben mittheilen.

Ein Juwelier zu Wien hatte einem Edelmann seine Juwelen zum Kauf angeboten. Dieser bat ihn, die Juwelen einen Tag in seinem Hause zu lassen, damit er sich diejenigen ansuchen könnte, die ihm am besten gefallen würden. Der Juwelier setzte kein Mißtrauen in die Ehrlichkeit des Edelmanns, und läßt sein ganzes Kistchen zurück; den andern Tag kommt er wieder, um seine Juwelen abzuholen, und zugleich zu hören, ob der Edelmann vielleicht einige kaufen wolle. Allein der Edelmann läugnete geradezu, daß er jemals Juwelen von ihm empfangen habe. Der Juwelier betheuert und schwört, daß er ihm das Kistchen gegeben, er nennt jeden Edelstein, der darin gewesen, aber Alles umsonst. Der Edelmann



käugnete hartnäckig. Da nun der Juwelier keinen Beweis in Händen hatte, so wußte er keinen andern Rath, als daß er zu dem Kaiser ging, denn er hoffte von der bekannten Gerechtigkeit dieses Monarchen, daß er ihm wieder zu seinem Eigenthum verhelfen möchte. — Mit Thränen in den Augen klagte er dem Kaiser seine Noth. Der gerechte Monarch war sehr aufgebracht über die Niederträchtigkeit des Edelmanns, der den Juwelier auf eine so schändliche Weise betrügen wollte, und dachte auf Mittel, den Betrüger zu überführen. Er ließ den Juwelier in das Nebenzimmer abtreten und den Edelmann zu sich rufen. Letzterer erschien sogleich. Der Kaiser befragte ihn wegen der Juwelen, der Edelmann läugnete aber hartnäckig, und behauptete, daß er den Juwelier und seine Juwelen nie gesehen habe. Der Kaiser läßt hierauf den Juwelier wieder aus dem Nebenzimmer hervortreten, und stellt sie gegeneinander. Allein der Edelmann bleibt bei seiner Aussage und nennt den Juwelier einen Wahnsinnigen, einen Betrüger und Ehrenschänder, weil er ihm etwas abfordere, das er ihm doch nie gegeben habe. Der Kaiser hatte indessen ein anderes Mittel ausgedacht, wodurch er die Wahrheit ans Licht bringen wollte. Er ließ den Juwelier wieder abtreten, und befohl dem Edelmann, sich niederzusetzen und folgenden Brief an seine Frau zu schreiben: „Liebe Frau! Wenn Du Deinen Mann in Freiheit und beim Leben erhalten willst, so gib sogleich dem Ueberbringer dieses das bekannte Juwelensäckchen, welches der Juwelier mir gestern gelassen hat u. s. w.“ — Der Kaiser schickte den Brief sogleich an des Edelmanns Frau, und der Edelmann mußte indessen in dem kaiserlichen Zimmer bleiben. Die Frau, da sie den Brief bekam, erkannte ihres Mannes Handschrift, sie wußte aber nicht, auf welche Art er war gezwungen worden, diesen Brief zu schreiben; sie übergab dem Ueberbringer das Säckchen mit den Juwelen, und dieser brachte es dem Kaiser, welcher es sogleich dem Eigenthümer zurückgab. Der erfreute Juwelier warf sich frohlockend zu den Füßen des gerechten Monarchen nieder, und dankte ihm für sein wiedererlangtes Gut. Der Edelmann aber empfing seine wohlverdiente Strafe.

Als der Kaiser im Jahre 1784 Böhmen bereiste, herrschte dort ein großer Mangel an Getreide, wodurch die ärmern Klassen wegen des hohen Preises des Korns und Brods Gefahr liefen, zu verhungern. Der Kaiser traf

die nöthigen Vorkehrungen, daß sogleich beträchtliche Getreidevorräthe eingeführt und vertheilt wurden. Viele damit beladene Wagen standen aber vor der Thüre eines Beamten, dem die Vertheilung oblag. Eine große Menge Bauern waren dabei versammelt und harrten ungeduldig auf diese dringend nöthige Spende. Der Kaiser fuhr vorüber; er sah die vielen Bauern, und hörte ihr Murren über die Zögerung. Sogleich ließ er halten und fragte Einige: was es gäbe? „Wir warten schon einige Stunden mit Pferden und Wagen auf die uns vom Kaiser bewilligte Getreideunterstützung, aber wir werden nicht abgefertigt, und müssen wohl noch acht Stunden fahren, ehe wir zu Haus kommen.“ Der Kaiser wurde einen besser gekleideten Menschen unter den Landleuten gewahr; zu diesem wandte er sich und fragte: „wer ist Er?“ — „Ich bin der Amtschreiber.“ — „Warum werden denn die Leute nicht abgefertigt?“ — „Es ist nicht meine Schuld; der Herr Amtmann fehlt noch. Ich kann nicht läugnen, daß die Leute Recht haben, wenn sie nach so langem Warten die Geduld verlieren.“ — „Wo ist denn der Amtmann?“ — „Hier in seinem Hause bei Tische.“ — Der Kaiser stieg aus. Er hatte eine ganz einfache Uniform an, und war daher von Keinem erkannt worden. Ungesäumt ging er in das Amtshaus, und trat in das Zimmer des Amtmanns, der große Gesellschaft bei Tische hatte. „Wer sind Sie?“ fragte der Amtmann, ohne seinen Platz zu verlassen. Joseph: „Lieutenant in kaiserlichen Diensten.“ — „Womit kann ich Ihnen dienen?“ — „Nur damit, daß Sie die armen Bauern endlich abfertigen, die schon so lange warten.“ — „Sie können noch länger warten.“ — „Sie haben schon lange gewartet und noch einen weiten Weg zurückzumachen.“ — „Was geht Sie das an, Herr Lieutenant?“ — „Man muß menschlich sein und Keinen ohne Noth brücken.“ — „Ihre Lehren können Sie sich ersparen, ich weiß, was ich zu thun oder zu lassen habe, und lasse mir darin von Keinem, den es nichts angeht, Vorschriften geben.“ — „Nun so muß ich Ihnen nur sagen, daß Sie sich um das Getreide gar nicht weiter zu bekümmern brauchen. Hör' Er, lieber Freund (und damit wandte er sich zu dem Amtschreiber, der mit ihm ins Zimmer getreten war), fertige Er die Leute schnell ab: Er ist Amtmann.“ Der Amtmann und alle Gäste sahen erstaunt und bestürzt den Unbekannten an. Joseph aber sagte zu dem Amt-



mann: Erkennen Sie in mir Ihren Kaiser. Sie sind Ihres Dienstes entsetzt." Mit diesen Worten verließ er eiligst das Zimmer, stieg in den Wagen und fuhr weiter.

## Die Zeitungsleser.

Neuer Text zu einer alten Melodie.

Der Herr der schickt die Köchin aus,  
Sie soll ihm Essen holen;  
Die Köchin bringt das Essen nicht,  
Sie muß die Zeitung lesen!



Da schickt der Herr den Burschen fort,  
Der soll die Köchin rufen —  
Die Köchin bringt das Essen nicht,  
Der Bursche ruft die Köchin nicht,  
Er liest, wie sie, die Zeitung!



Da schickt der Herr die Kindsmagd fort,  
Die soll nach Beiden schauen —  
Die Köchin bringt das Essen nicht,  
Der Bursche ruft die Köchin nicht,  
Die Kindsmagd schaut nach Beiden nicht,  
Sie liest, wie sie, die Zeitung!



Da schickt der Herr den Hausknecht fort,  
Der soll sie tüchtig prügeln —  
Die Köchin bringt das Essen nicht,  
Der Bursche ruft die Köchin nicht,  
Die Kindsmagd schaut nach Beiden nicht,  
Der Hausknecht prügelt Niemand nicht,  
Er liest, wie sie, die Zeitung!



Da schickt der Herr den Teufel aus,  
Der soll sie Alle holen! —  
Die Köchin bringt das Essen nicht,  
Der Bursche ruft die Köchin nicht,  
Die Kindsmagd schaut nach Beiden nicht,  
Der Hausknecht prügelt Niemand nicht,  
Der Teufel holet sie selber nicht,  
Er liest, wie sie, die Zeitung!



Da will der Herr nun selber fort,  
Will heut im Gasthof essen —  
Die Köchin bringt mein Essen nicht,  
Der Bursche ruft die Köchin nicht,  
Die Kindsmagd schaut nach Beiden nicht,



Der Hausknecht prügelt Niemand nicht,  
Der Teufel holt sie selber nicht,

Der Herr speist auch im Gasthof nicht,  
Er liest, wie sie, die Zeitung!



Etwas über das neue Jahr und die Planeten.

Wenn wir unser Jahr mit dem Kreislauf der Erde um die Sonne beginnen wollten, so wäre „Prost Neujahr!“ das erste Wort, welches man am 22. Dezember auf allen Straßen hören würde, und wir freuten uns, wenn wir's den Nachbarn und Hausgenossen abgewonnen hätten, und gingen darauf in die Kirche, und beteten um ein frommes Herz und um ein glückliches Jahr! Aber die Leute bei uns zu Lande haben es anders eingerichtet, denn nicht jedes Volk auf der Erde feiert sein neues Jahr um dieselbe Zeit, sondern sucht es mit dem zu verbinden, was ihm merkwürdig und werth ist. So kennt Ihr wohl, die Ihr Eure Bibel mit Andacht gelesen, das Land Egypten mit seinem prächtigen Nilstrom! Die Ueberschwemmungen dieses großen Wassers machen das trockene ausgebrannte Land fruchtbar und grün, und da sie sich immer um dieselbe Zeit wiederholen, und den Einwohnern Nahrung und Reichthum bringen, so ist es kein Wunder, wenn ihnen dieser Zeitpunkt der wichtigste ist, und sie ihr neues Jahr mit dem Augenblick beginnen, wo Alles bei ihnen neues Leben erhält; solches geschieht aber gegen Ende des Monats Juli. Auch die Türken feiern den Anfang ihres Jahres in demselben Monat, weil ihr Prophet in diesem Monat durch seine Flucht von Mekka nach Medina sein Leben rettete.

Wir aber als Christen kennen keinen bedeutungsvollern Punkt im Jahre, als den Tag, der unserer Welt eine Sonne durch die Geburt unsers Erlösers aufgehen ließ, und da uns dieses Fest zu wichtig ist, um noch ein anderes damit zu verbinden, so fangen wir unser Jahr eine Woche darauf an, mit dem Tage, der zugleich das Fest der Beschneidung Christi war, also um 10 Tage später, als unsere Erde ihren Kreislauf um die Sonne beginnt.

Meine lieben Leser fragen nun aber vielleicht, was man sich unter dem Kreislauf der Erde um die Sonne denkt, da es ihnen vorkommt, als säßen sie mit ihren Häusern und Gärten immer auf demselben Fleck, und die Erde ginge nur mit dem herum, der zu lange im Wirthshause geblieben und dem Schnapsglase zu oft zugesprochen habe; aber es ist dem nicht also. Wer auf dem Dampfschiffe den Rhein heruntergefahren, oder seinen Wagen mit einem tüchtigen raschen Gaul bespannt hat, der glaubt auch, er säße auf demselben Fleck, und die Bäume, Wiesen, Kornfelder liefen an ihm vorüber; und doch ist er es, der sich auf den Weg gemacht hat, und die Bäume, Wiesen und Kornfelder bleiben, wo sie waren, und lassen ihn ruhig an sich vorüberziehen. So aber macht es auch die Sonne mit unserer Erde, und da diese viel kleiner ist als jene, so ist das recht, billig und natürlich. — In 365 Tagen hat nun die Erde ihre Reise um die Sonne gemacht, und steht wieder genau auf demselben Fleck, von dem sie ihren etwas länglichen Kreislauf angefangen; durch diesen aber sind wir der Sonne bald näher, bald ferner, ihre Strahlen fallen bald senkrechter, bald schräger auf uns herab, und es wird dadurch bald wärmer, bald kälter, was die Ursache unserer Jahreszeiten ist, die aber so regelmäßig eintreten, wie die Erde jedes Jahr ihren Weg zurücklegt, zum größten Vortheil der Kalendermacher, die getrost hinschreiben dürfen: Der Frühling fängt am 21. März an, ohne daß dieser je ausgeblieben wäre mit den Beilchen und Blüten, mit den fröhlichen Kindern, die wieder auf der Straße spielen, und den Störchen, die vom Dache herab klappern.

Wenn Ihr aber bei dem Kegelspiel eine Kugel fortschiebt, so rollt sie nicht nur bis zu den Kegeln hin, sie dreht sich auch im Laufen be-



ständig um sich selbst herum, und ebenso macht es die Erde; in 24 Stunden hat sie sich um sich selbst gedreht, und der Sonne bald die eine, bald die andere Hälfte zugewandt, und so erhalten wir Licht und Schatten, Tag und Nacht.

So wie nun aber unsere Erde sich um die Sonne bewegt, ebenso wandeln noch andere Himmelskörper dieselbe Bahn, und da sie ihr Licht und ihre Wärme durch die Sonne erhalten, so nennen wir sie mit unserer Erde: Planeten der Sonne.

Man hat in früherer Zeit nur sieben Planeten gekannt, und darnach die sieben Wochentage benannt, später jedoch noch vier kleine entdeckt, von denen man glaubt, sie hätten einstmals zusammen gehört, und seien durch eine heftige Erschütterung auseinander gesprengt worden, weil sie zusammengenommen die Größe haben, die ein Planet in jener Bahn haben müßte, wenn er nicht eine Ausnahme wäre in der genauen Reihenfolge, die wir in der Entfernung und Größe der Planeten wahrnehmen. Die Namen der sieben Hauptplaneten sind: Merkur, Venus, den wir als unsern Abend- und Morgenstern so lieb haben, unsere Erde, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus. Der kleinste Planet steht der Sonne am nächsten, so wie die Mutter das kleinste Kind so leicht nicht von sich läßt, als die großen, aber das Mutterauge wacht doch über Alle! Unsere Erde gehört ihrer Größe und ihrer Stellung zur Sonne nach zu den Sternen der Mitte. Unser Jahr hat 365 Tage, während der Merkur seinen Lauf um die Sonne in 88 Tagen vollbringt und sechs mal stärker von der Sonne beleuchtet wird, als wir; wenn Jupiter dagegen seine weite Bahn um die Sonne in 11 Jahren und 313 Tagen vollendet und dennoch seine Tag- und Nachtzeit in weniger als 10 Stunden zurücklegt; wenn der alte Saturn, dem das Licht der Sonne hundertmal schwächer scheint, kaum in 30 Jahren um die Sonne kommt, und abermals sich in vielleicht 7 Stunden um seine Ase dreht: so sind wir mittlere Planeten, Erde, Mars und Venus, von mittlerer Natur. Unsere Tage sind wenig von einander, von den Tagen der andern aber so verschieden, als umgekehrt unsere Jahre. Auch der Tag der Venus ist beinahe 24 Stunden, der des Mars nicht 25 Stunden lang. Das Jahr des ersten ist von 224 Tagen, des letztern von 1 Jahr und 322 Tagen, ob er gleich 3 1/2 mal kleiner als die Erde, und um mehr als die Hälfte weiter von der Sonne entfernt ist.

Merke: Da auf unserm Mittel-Planeten unser gutes deutsches Vaterland auch so ein Streifen aus der glücklichen Mitte ist; nicht zu kalt und nicht zu warm, nicht zu hell und nicht zu dunkel, nicht zu naß und nicht zu trocken, und schon ein altes Sprichwort die Mittelstraße die goldene nennt, so laßt uns der gütigen Vaterhand danken, die uns so schonend und segnend dies glückliche Loos bereitet, und unser Bestes thun, es zu verdienen.

#### Der Bauer im Regenwetter.

Naß wird der Landmann gern, wenn ihm der Regen einen neuen Rock einbringt. So ein Landregen, wenn die Pflänzlein die Köpfe hängen, so ein Frühlingsregen, den letzten Frost abzuwaschen, und wieder ein Regen zu rechter Zeit, wenn der Buchweizen blüht, ein Regen sanft und sitzsaam Tags nach der Keinsaat, und ein Regen, wenn's letzte Fuder Heu im Trocknen ist, daß die Grassoppel wieder grünen Ansaß bekommen, wer in solchem Regen den Bauer beobachtet, sieht, trotz Wolken und Wetter, auf den Gesichtern hellen Sonnenschein. Langsamen Schrittes geht da der Hausvater einher und wird mit Behagen naß, und gedankt dankbar an die Worte, die dort im Psalm geschrieben stehen: „Du rufest die Wolken in das Land; du feuchtest die Berge von oben her und wässerst ihr Gepflügetes.“

Aber indem ich dieses schreibe, ist ein ganz anderer Regen draußen. Gegenüber sehe ich meinen Nachbar, verdrießlich wie ein gefallenes Wetterglas, in seiner Thüre stehen. Abermals und zum dreizehnten Male ist er vom Heuen verjagt, der Regen fällt stark, und das beste Dach bekommt endlich feuchte Stellen. Oben über steht der Himmel aus wie ein Dubelsack, aschgrau ziehen die Wolken und nachdem es vier Wochen alle Tage stückweise geregnet hat, richtet sich's zum vollen Landregen ein. Jetzt läuft die Frau vorbei mit der Schürze über'm Kopf nach der Scheune zu, auch nicht in der besten Laune. „Es hat noch nicht ausgereget, murmelt sie dem Manne zu; nun wird sich das Getreide draußen lagern, und das Heu liegt auch glücklich wieder auseinander!“ Selbst die Kuh im Stalle brummt, als ob sie wüßte, daß nasses Futter keine gute Butter bringt. Der Haushahn mit den Hühnern hat sich auf die Wagensleitern im Torrschuppen gesetzt und schüttelt das Gefieder, auch die Gänse haben es zu



arg gefunden und sind untergetreten, nur die Enten fühlen sich noch behaglich und schnattern in der Gasse und bilden allein das heitere Gegenbild zu der verdrießlichen Gesellschaft.

Als ich meinen Nachbar so sich noch immer langsam hinter den Ohren kratzen sah, rief ich ihm zu, er solle ein wenig zu mir herüber kommen. Er kam und brachte noch ein Stück übler Laune mit, die jedoch bald vertrieben ward. Ich hatte nämlich gutes Erntebier im Hause und, naß draußen, wollten wir hinter'm Krüge nicht trocken sitzen; Tabak gab's auch und die Pfeifen hatten gute Luft. Vom Regen wurde wohl noch geredet, gesprächsweise aber kamen wir bald darauf, was der beste Trost beim Regenwetter sei, und fanden Einer mit Hilfe des Andern endlich wirklich Dreierlei, was tröstlich ist, nämlich

1. daß es nur Wasser und keine Kirchthürme regnet,
2. daß es bei der Sündfluth noch viel mehr geregnet haben muß, und
3. daß man noch kein Exempel von Beispielen hat, daß es immer fortgeregnet und nicht wieder aufgehört habe.

Darauf las ich ihm, wie Schriftsteller gern zu thun pflegen, meine Regengeschichte vor. Anfänglich wollte er's krumm nehmen, daß ich ihn so abgeschildert hätte, darnach aber lachte er, und meinte, wenn's einem andern verdrießlichen Landmanne im Regen auch etwa eine Wolke von der Stirne jagte, sollte ich's immerhin nur drucken lassen. Die geneigten Leser wußten doch nicht, wie er heiße.

#### Eine Berliner Anekdote.

So oft ich jetzt in de Zeitungen von den Jammer und die Noth überall lese, fällt mir die Anekdote ein, wo ein Prediger von der Güte Gottes predigt, un seine Gemeinde unter Andern davon benachrichtigt, daß der liebe Gott so viel wachsen läßt, daß uf jeden Menschen täglich eine halbe Flasche kommt. „Na,“ schreit ein Bauer unten, indem er seine Faust zeigt, „den verdammten Kerl sollt' ick kennen, der mir alle Dage meine halbe Flasche aussauft, Den wollt' ick!“

#### Frühlingsfreude.

Ein Schullehrer sprach mit seinen Schülkern über den Wechsel der Jahreszeiten und wollte das Gute derselben sie selbst auffinden lassen. So fragte er einen Knaben: warum freut sich dein Vater auf den Frühling? Der

Junge gab ganz sink die Antwort: weil wir dann keine Schuhe mehr brauchen.



Ein geckenhafter Fremder fragte einen Eseltreiber in Wiesbaden: „Wieviel Esel seid Ihr hier?“ Der Gefragte antwortete: „Ja, bester Herr, darin richten wir uns nach der Zahl der Kurgäste; je mehr Kurgäste, desto mehr Esel haben wir.“

#### Die nicht üble Antwort.

Als bei einer Schulprüfung die Rede von den Naturreichen war, wurde ein Knabe gefragt: in welches Reich der Mensch gehöre? — In's Himmereich! — war die Antwort.

#### Lohnkutscherwitz.

Ein Lohnkutscher bemerkte, daß ein Schusterjunge sich hinten aufgesetzt hatte. Er haute mit der Peitsche hinter sich und sagte: Willst du fort, Spitzbube, es sitzen ohnedies schon vier darin.

#### Geistesgegenwart eines Theaterdirectors.

Ein Theaterdirector hatte die Ehre einen Prinzen in seinera Theater zu begrüßen. Er empfing ihn auf dem Flur, dessen Thüre von einigen neugierigen Gassenjungen besetzt war, deren Anblick ihn wohl in seiner Begrüßungsrede stören mochte; er schloß daher die Thüre, und wollte eben seinen Empfangsfermon beginnen, als ein nichtswürdiger Bube die Thüre wieder öffnete und „Du Schafskopf“ hineinrief. Der erschrockene Director faßte sich schnell und mit seltener Gegenwart des Geistes sagte er zu dem Prinzen: „Verzeihen Ew. Hoheit, der Junge meinte mich.“

#### Wo liegt die Welt?

„Wo liegt die Welt?“ fragte neulich ein alter Schullehrer und sah dabei vergnügt halb auf die Kinder, halb auf den anwesenden Schulinspektor. „Wo liegt die Welt?“ Der Inspektor schämte sich, denn er wußte nichts zu antworten; die Kinder aber schrieten im vollen Chor: „Im Argen.“



### Warnung vor dem Denken.

Ein alter Sergeant, der die Recruten exerciren lehrte, hatte es diesen eingeschärft, beim Marschiren laut zu zählen: Eins, Zwei, Drei u. s. w. Einige unterließen dies. Er machte ihnen deshalb Vorwürfe; da sagte Einer: „Herr Sergeant, wir zählen in Gedanken.“ — „Ei was,“ rief der Sergeant aus, „ihr sollt zählen, Kinder, und nicht denken. Durch Denken ist noch nie einer ein Gelehrter geworden.“



### Bitte um Auskunft.

Handwerksbursche: Erlaubet Se gütigst, könnet Se mir jetz net saga, ob des da droba d'Sonna oder der Moond st?  
Österreichischer Soldat in der Bundesfestung Mainz: Ja schau'n's, do koan i hoalters En'r Gnaden nit biena; i bin selber fremd hier z'Land.

### Das ist sein Glück.

Ein Arzt wurde zu einem Kranken gerufen und bebte zurück, als ihm derselbe die Hände zum Puls reichte. Ohne Weiteres setzte er sich nieder, um ein Recept zu schreiben. „Mein Mann ist wohl sehr krank?“ fragte die Frau. — „Sehr“, war die Antwort, „es ist die Cholera, sehen Sie die blauen Hände!“ — „Das kommt, mein Mann ist Blaufärber“, bemerkte die Frau. — „So? das ist sein Glück“, antwortete der Arzt, „er wäre wahrhaftig gestorben, wenn er kein Blaufärber wäre.“

### Frühe Ernten in Deutschland.

Einer alten Chronik zufolge war im Jahr 1289 in einigen Gegenden von Deutschland der Winter so warm, daß das Laub an den Bäumen blieb, bis das neue ausschlug. Im Januar blühten die Bäume, und die Vögel fingen an zu brüten. Im Februar blühte der Weinstock, und es gab bereits reife Erdbeeren, es erfolgte eine gute Ernte. Im Jahr 1397 hielt man schon im Mai am Rhein die Ernte, und zu Pfingsten hatte man Brod von neuer Frucht. In den Jahren 1421 und 1540 kam der Sommer sehr früh. Der Weinstock blühte im April und um Johanni waren die Trauben reif. Im Oktober des Jahres 1540 gab es zum zweitemal Kirschchen und frische Rosen; alle Bäume blühten im Herbst noch einmal und setzten Früchte an, die aber nicht reif wurden. Im Jahr 1583 zierte man am Tage der hl. drei Könige (6. Januar) die Altäre mit Blumen, die sonst erst nach Ostern zu blühen anfangen.

### Auflösung der Räthsel.

1. Auf die Blitzableiter. — 2. Auf keine Weise. — 3. Hering. — 4. Wenn der Spargel schießt und die Bäume ausschlagen. — 5. Aucht, Flucht. 6. Der Seiler. — 7. Die Barbiers. 8. Die Freigatten. —



### Die Drangsale unserer Vorfahren.

Was man auch dagegen einwenden mag: wir leben, Gott sei Dank! in bessern Zeiten als unsere Voreltern. Geistiges und leibliches Elend aller Art, welches wir zum Theil kaum dem Namen nach kennen, hat diese vielfach bedrückt. Und statt durch vernünftiges Forschen die Summen des Elends zu mildern, schwang der Aberglaube seine Geißel und vergrößerte die unvernünftlichen Uebel noch durch selbst geschaffene oder machte dieselben unheilbar. Besonders wurden große Drangsale von der Ankunft von Kometen hergeleitet, was heut zu Tage jeder Vernünftige belächelt, nur einzelne Leichtgläubige oder Ungebildete noch für wahr halten.

So war das Jahr 542 nach Christi Geburt, mithin eine Zeit, wo in Deutschland noch größtentheils das Heidenthum herrschte, der Anfang einer der verheerendsten Seuchen, von der Europa je heimgesucht wurde. Sie dauerte über 50 Jahre und fieng mit allgemeinem Mißwachs und großen Zügen von Heuschrecken an. Sie scheint das erste Auftreten der noch jetzt im Orient einheimischen Pest gewesen zu sein. Es hat sich davon eine Gewohnheit bis auf unsere Zeiten erhalten. Da nämlich die von der Pest Ergriffenen von heftigem Gähnen und Niesen geplagt wurden, so befahl Papst Gregor der Große, beim Gähnen das Zeichen des Kreuzes über den Mund zu machen und beim Niesen den Kranken „helf dir Gott!“ zu sagen.

Im Jahre 872 und 874 war ein großes Sterben in Europa, das durch zahlreiche Heuschreckenzüge veranlaßt wurde. Der Moder ihrer Leichen soll in vielen Ländern den Boden mehrere Fosse hoch bedeckt haben. Im Jahre 996 erschien das s. g. heilige Feuer das erste Mal in Europa. Diese verheerende, schnell verlaufende und äußerst ansteckende Krankheit ergriff rasch den ganzen Körper, den sie oft schon nach einigen Stunden wie durch den Brand zerstörte. Oft erfaßte die Krankheit nur einzelne Glieder, Arme und Beine, die nach wenigen Tagen schwarz wurden und abfielen. Aus ihr soll das spätere s. g. Antoniusfeuer, das immer noch verderblich genug war und aus diesem endlich der noch jetzt bekannnte aber milde s. g. Rothlauf entstanden sein. Damals kam unter den geängstigten Menschen das Wallfahren nach dem heiligen Lande auf, woraus späterhin gegen Ende des 11. Jahrhunderts sich die Kreuzzüge entwickelten.

Im Jahr 1092 begann ein allgemeines Ster-

ben der Menschen und Thiere, das über 5 Jahre währte. Viele Länder verloren die Hälfte ihrer Einwohner und andere verödeten gänzlich. Es war der allgemeine Glaube, daß der jüngste Tag bevorstehe.

Das verderblichste Jahrhundert unserer ganzen Menschengeschichte aber war das vierzehnte. Schon 1310 brach eine große Pest aus und herrschte 7 Jahre hindurch über ganz Europa. In Straßburg starben 13,000, in Basel 14,000, in Mainz 16,000, in Köln 30,000 Menschen, und viele andere Städte Europa's starben beinahe gänzlich aus.

Im Jahre 1347 begann die fürchterliche Pest, die später unter dem Namen des schwarzen Todes (Cholera) bekannt wurde. Sie kam von dem nördlichen Asien und überzog bald alle damals bekannten Länder der Erde. Im ersten Jahre hielt sie sich vorzüglich an den Meeresküsten; 1348 jedoch drang sie auch in das Innere der Länder und wüthete unter Menschen und Thieren. Die allzu vielen Todten blieben meistens unbegraben auf den Straßen liegen, die Aecker wurden nicht mehr besorgt und die Hausthiere irrten herrenlos auf den Feldern umher. Bis auf den wildesten Trieb der Selbsterhaltung und einer gränzenlosen Furcht schienen alle andern Leidenschaften der Menschen gänzlich erloschen zu sein. Manche asiatischen Städte starben beinahe ganz aus; in London starben 80,000, in Paris mehr als der vierte Theil der Einwohner, in Lübeck während einer einzigen Nacht 1600; in Wien erlagen während drei Monaten täglich gegen 700 bis 800, und zur Zeit der größten Höhe der Krankheit einmal an einem einzigen Tage 1400 Menschen. Selbst die Kaiser und Könige dieser Zeit, so sehr sie sich zu schützen suchten, wurden nicht verschont. So gieng es 5 Jahre lang und dennoch war es noch nicht genug, denn nach einer Ruhe von wenigen Jahren folgte ein noch stärkerer Ausbruch. Damals fielen als Opfer unter Anderem 2 Kardinäle und 100 Bischöfe, die sich eben zu einem Concilium versammelt hatten und die auch wie alle andere unbegraben auf den Gassen liegen blieben, auf die man damals die Leichname durch die Fenster zu werfen pflegte. Zum dritten Male brach diese verheerende Krankheit 1367 aus, wo sie bis 1374 wüthete. Sie nahm jetzt die Gestalt des s. g. Johannistanzes an, unter welcher sie, obschon auch in milderer Form, bis zu uns unter der Benennung Weitzanz gelangte. Die von der Krankheit Ergriffenen liefen, tanzten und raseten, bis sie schäumten und leblos



zur Erde stürzten, wo dann der hoch aufgeschwollene Unterleib der Leichen zerplatzte.

Bei den häufigen Todesfällen seit 1347, also durch beinahe 20 Jahre, erwartete man den Untergang des ganzen Menschengeschlechtes und vermachte alle seine Einkünfte an Kirchen und Klöster, so zwar, daß diese Vermächtnisse durch eigene Gesetze untersagt werden mußten, um den rechtmäßigen Erben nicht Alles zu entziehen.

Die Ursachen solcher ungeheurer Drangsale lagen zum Theil in der Barbarei des Zeitalters und der Unkenntniß und Vernachlässigung aller Verwahrungsmittel. Jeder reisende Handelsmann konnte ungehindert die Pest von Land zu Land mit seinem Waarenbündel weiter schleppen.

Der Finger des Herrn gieng furchtbar über die Erde. Auch Baiern trug schwer an solchen schrecklichen Verhängnissen. Ein gewaltiges Erdbeben, das 1348 Oberitalien, Ungarn, Süddeutschland erschütterte und mit ruhigen Zwischenräumen 8 bis 10 Tage währte, brach die Mauern von 20 oberbayerischen Städten, und zu gleicher Zeit wüthete die schon erwähnte schreckliche Pest so furchtbar in Baiern, daß in manchen Dörfern die Menschen bis auf einen starben. Schwarze Brandblattern, Eiterbeulen, Bluthusten, Zunge und Schlund geschwärtzt, waren die sichersten Vorboten des Todes. Einem mäßigen Anschlag nach verlor Europa 35 Millionen Menschen an dieser Pest.

Tritt aber die Natur scheinbar aus ihrer ewigen Ordnung heraus, dann geräth auch der zagende, menschliche Geist auf irrige Wege. Um des Himmels Zorn zu sühnen, thaten sich Haufen von s. g. Flagellanten oder Geißlern zusammen. Wer in die Bruderschaft trat, verpflichtete sich auf so viele Tage, als er Lebensjahre zählte, oder auch auf 33 oder 34 Tage. Zweimal täglich hielten sie unter ihrem Meister Bußübungen; paarweise ins Freie ziehend, dort sich entkleidet auf die Erde legend, ließen sie sich von dem Meister blutig geißeln (man nannte dies die Bluttaufe); dann zerfleischten sie sich selbst unter Gesang, Gebet und Kniebeugung. Bald jedoch nahm der tolle Eifer ab. Die Geistlichkeit nahm von der daneben eingeschlagenen Lächerlichkeit Veranlassung, solche Bußübungen zu unterdrücken und eine päpstliche Bulle verbot sie ganz.

Die Pest wurde theils einer eigenen Stellung der Planeten, theils aber den Juden Schuld gegeben, welche die Luft verpestet und die Brunnen vergiftet haben sollen. Dies war das Vor-

geben, die wahre Schuld der Juden aber war, daß so Viele ihnen schuldig waren. Furchtbar wüthete der irre geleitete Pöbel gegen sie. Zu Tausenden wurden sie gefoltert und hingerichtet, meistens lebendig verbrannt. Umsonst mißbilligten Papst und Kaiser und andere Fürsten das unmenschliche Verfahren des Volks. Nur allein die Stadt Regensburg wußte sie zu schützen; in Nürnberg, München, Salzburg und an vielen andern Orten hatten sie ein schreckliches Loos! — In Verzweiflung zündeten manche dieser Aermsten ihre Häuser selbst an, warfen ihre Kinder in die Flammen und stürzten sich nach.

Solche betäubende Schilderungen sind indessen geeignet, uns mit Dank gegen Den zu erfüllen, der uns in besseren Zeiten hat geboren werden lassen, in Zeiten, worin erleuchtete Regierungen durch weise Maßregeln die Summe des Wehes der Völker zu mindern suchen. Die Geschichte könnte die beste Lehrmeisterin sein für Leute, die stets nur die guten alten Zeiten preisen und undankbar das Bessere übersehen, was die Gegenwart gewährt.

#### Türkische Prozesse.

Josef Vitton von Tournesfort erzählt in seiner Reise in die Levante, die er um 1700 unternahm: Die Prozesse in der Türkei sind selten und jeder derselben muß binnen 7 Tagen beendet sein. Ein Türke hatte einst zu Marseille mit einem Kaufmann Prozeß. Als er gefragt wurde, wie seine Sache stehe, gab er zur Antwort, sie habe sich sehr verändert. Denn als er hierher gekommen, habe er nur einen halben Bogen Papier und eine klasterlange Rolle Geld gehabt. Die Rolle Geld sei jetzt nur noch einen Finger lang, das Papier sei ihm dagegen beinahe über den Kopf gewachsen. — In Marseille ist es seitdem anders geworden, aber in einem großen Theile Deutschlands werden noch immer die Geldrollen kleiner und die papiernen größer.

#### Der Apotheker.

Der Apotheker einer kleinen Stadt hatte Banferott gemacht. Alles wunderte sich darüber, da er als ein guter Wirth bekannt war. Da bemerkte Jemand: „Das ist des neuen Doctors Schuld, der fast allen Kranken statt der Arznei frische Luft verordnet.“ — „Ja wohl“, seufzte der Apotheker, „und von der Luft kam der Apotheker nicht leben!“